ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Begründet von Karl Weinhold.

Unter Mitwirkung von Johannes Bolte

herausgegeben

von

Fritz Boehm.

23. Jahrgang. Heft 4. 1913.



(Enthält zugleich Mitteilungen des Vereins der Königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde zu Berlin.)

Mit 32 Abbildungen im Text.

BERLIN.

BEHREND & Co.

1913.

Die Zeitschrift erscheint 4 mal jährlich.

Inhalt.

Der **Jahresbeitrag,** wofür die Zeitschrift an die Mitglieder postfrei geliefert wird, beträgt 12 Mk. **Die Zahlung wird bis zum 15. Januar erbeten,** und zwar auf das Konto „Geheimrat Dr. Roediger, **Separatkonto**“ bei der Depositenkasse NO der Deutschen Bank in Berlin, W. 50, Tauentzienstr. 21—24. Sie kann kostenfrei bei jeder Depositenkasse der Deutschen Bank oder durch Überweisung bei jedem anderen Bankinstitut erfolgen; dagegen erfordert Zahlung durch Postscheck 25 Pf., durch Postanweisung 5 Pf. Zuschlag seitens des Zahlenden. Nach jenem Zeitpunkte werden wir uns erlauben, den Beitrag ohne vorhergehende Mahnung auf Kosten der Mitglieder durch die Post oder Paketfahrtgesellschaft einzuziehen.

Der Vorstand.

(Fortsetzung auf S. 3 des Umschlags.)

Das Bauernhaus im Riesengebirge und seine Holzstube[1]).

Von **Karl Brunner.**

(Mit acht Abbildungen.)

Die Erwerbung einer ganzen Bauernstuben-Einrichtung aus dem Riesengebirge durch den Verein der Kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde in Berlin gab Veranlassung, ihre angemessene Aufstellung im Museum in Erwägung zu ziehen.

Die in der Hauptsache aus charakteristisch bemalten Möbeln der Zeit um 1800 bestehende Einrichtung war von Frl. Toni Lange aus Interesse für diese eigenartigen Volkskunsterzeugnisse zusammengebracht worden. Als Herkunftsorte der einzelnen Sachen waren die Dörfer Saalberg, Hermsdorf, Agnetendorf und Blumendorf im Hirschberger Tal auf der Nordseite des Riesengebirges genannt. Zur Ergänzung dieser Sammlung hat dann Herr Kommerzienrat Hans Schlesinger in Berlin dankenswerterweise einen besonders schönen Fayenceofen, etwa aus derselben oder etwas früherer Zeit stammend wie die bemalten Möbel, erworben und dem Museum zum Geschenk gemacht. Dieser Ofen stand noch in einem Bauernhause in Voigtsdorf bei Warmbrunn, als er durch gütige Vermittlung des Herrn Pastors Zeller dort behufs Ankaufs besichtigt wurde.

Für die Aufstellung einer Bauernstube im Museum war es nun notwendig, genauer zu ermitteln, wie das volkstümliche Bauernhaus der fraglichen Gegend beschaffen sei und wie sich seine innere Ausstattung darstelle. Hierzu wurde in erster Linie die vorhandene Literatur durchgesehen, besonders der von Hans Lutsch bearbeitete Abschnitt Schlesien in dem grossen Werke 'Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten', herausgegeben vom Verbande deutscher Architekten- und Ingenieurvereine, Dresden 1906 (vgl. Zs. d. V. f. Vkde. 20, 104f.). Ausserdem hat Verfasser auf einer achttägigen Fahrt zu Pfingsten dieses Jahres die

1) Die folgenden drei Aufsätze erscheinen gleichzeitig in den 'Mitteilungen aus dem Verein der Königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde zu Berlin', Bd. 4, Heft 2.

Gegend bereist, viele Bauernhäuser besichtigt und eine grössere Anzahl von Aufnahmen ihres Inneren und Äusseren gemacht. Er beschränkte sich nicht auf das Studium des volkstümlichen Hauses im nördlichen, um Warmbrunn gelegenen Gebiete, sondern machte ausserdem Erkundungsfahrten nach Südwesten auf die böhmische Seite des Gebirges und nach Osten in der Richtung auf Landeshut. Für freundliche Unterstützung dieser Studien sei auch hier den Herren Geh. Justizrat Seydel, dem Vorsitzenden des Riesengebirgsvereins, Prorektor Prof. Dr. Rosenberg und Architekt V. Siedler in Hirschberg, sowie ganz besonders Herrn Pastor Zeller in Voigtsdorf aufs herzlichste gedankt.

Bei der Untersuchung der alten Häuser in dem angegebenen Gebiete stellte es sich heraus, dass es sich um drei Formen handelte, die in der Höhenlage von etwa 300 bis 500 *m* über dem Meeresspiegel durcheinander vorkommen.

Es sind dies das einstöckige, grossenteils aus Blockhölzern erbaute Haus, dann das zweistöckige, welches im unteren Teile wie das erstgenannte aus Blockholz, im Obergeschoss dagegen aus Fachwerk hergestellt ist, und drittens eine Mittelform zwischen beiden mit einem niedrigen sog. Drempelgeschoss[1]) meistens aus Fachwerk über dem Blockunterbau. Der Grundriss aller dieser Formen ist mit der von Henning[2]) als fränkisch-oberdeutsche Bauart bezeichneten Gruppe übereinstimmend, nämlich dreigeteilt in der Querrichtung des Hauses. Ein Querflur mit Herd scheidet Wohn- und Stallräume voneinander. Meringer[3]) nennt diese grosse Hausgruppe oberdeutsch, während Pessler[4]) sie als hochdeutsch (Unterabteilung Mitteldeutsch) im Gegensatze vor allem zu dem altsächsischen und anderen weniger verbreiteten Haustypen bezeichnet.

Die charakteristische Eigentümlichkeit dieser Hausform erblickt Meringer in dem Vorhandensein eines Herdraumes, Haus oder Flur genannt, zu dem dann eine Wohnstube hinzukam, sei es durch Abtrennung oder durch Angliederung.

Im schlesischen Riesengebirge ist der in Abb. 1 schematisch dargestellte Grundriss des einfachen volkstümlichen Bauernhauses weitverbreitet, nicht ohne mannigfaltige Abwandlungen, die sich besonders auf die Lage des Backofens und der sog. schwarzen Küche, des Urherdes, beziehen.

---

1) Drempelgeschoss oder Kniestock ist ein niedriges Geschoss unter dem Dache, dessen Begrenzungen (Dach und Vorderwand) ein Knie bilden. Es wird zur Ersparung eines Hauptgeschosses oder Vergrösserung des Bodenraums angelegt. Auf das Vorkommen dieses Drempelgeschosses bei schlesischen Bauernhäusern hat schon Lutsch a. a. O. hingewiesen.

2) Rud. Henning, Das deutsche Haus, Strassburg 1882.

3) R. Meringer, Das deutsche Haus und sein Hausrat, Leipzig 1906.

4) W. Pessler, Die Haustypengebiete im Deutschen Reiche. In 'Deutsche Erde', Gotha 1908.

Was das Baugefüge dieses volkstümlichen Hauses betrifft, so ist für das ältere, noch nicht modernisierte Haus die Regel, dass die Wohnstube aus wagerecht liegenden Balken auf Steinfundament erbaut ist, denen aussen senkrechte Balken, sog. Saulen, ebenfalls auf Steinfundament ohne besondere Holzschwelle ruhend, vorgesetzt sind, welche bei dem einstöckigen Hause das Decken- und Dachgebälk tragen. Diese 'Saulen' sind oben zuweilen durch kurze Schrägstreben gesichert, welche aber in dem hier behandelten Landesteile nie die reiche Ausbildung erfahren wie in benachbarten Gebieten, in der Oberlausitz, Sachsen usw., wo sie oft zu bogenartigen, arkadenbildenden, höchst malerischen Gefügen werden. Auch treten die Saulen nur wenig vor die Wand vor. Der geringe Zwischenraum wird gern mit Holz und Reisig zum Schutze vor der Kälte und Nässe gefüllt. Die wandbildenden wagerechten Holzstämme sind an den Ecken des Hauses miteinander verzinkt. Die Enden stehen bei der älteren Bauart über und werden wohl auch durch davorstehende Säulen

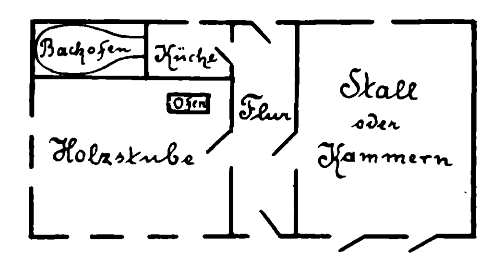


Abb. 1. Schematischer Grundriss des Bauernhauses im Riesengebirge.

oder Bretterverschalung vor zu schneller Verwitterung geschützt. Die Fugen sind nach Angabe von Lutsch durch Hobelspäne und Werg gedichtet und aussen wie innen mit weissem Kalk verstrichen.

Neben der Wohnstube liegt oft eine Kammer, die zu den verschiedensten Zwecken benutzt wird, aber im allgemeinen wenig Bedeutung für die jetzigen Bewohner zu haben scheint.

Während nun die Wohnstube fast durchgehends aus Blockbau in Fichten- oder Kiefernholz besteht, ist der übrige Teil des Hauses, auch die neben der Stube liegende Kammer, meistens massiv erbaut. Übrigens sind die in der Nähe des Ofens befindlichen Innenwände der Holzstube auch öfter ganz oder zum Teil massiv errichtet.

Der grosse Schlot oder Schornstein, der in den meisten alten Häusern noch vorhanden ist und sich nach unten gewöhnlich zu einem viereckigen Herdraume erweitert, ist jetzt lediglich als Abzug für den Rauch des Stubenofens in Gebrauch und in seiner früheren Bedeutung als Herdraum oder Küche nicht mehr bekannt. Nur selten sind Spuren des ehemaligen offenen Herdes dort noch vorhanden.

Nicht anders steht es mit dem Backofen. Während er früher in die Stube hineinragte und zugleich als Heizkörper und Schlafstätte diente,

ist er jetzt seitwärts in die Nebenkammer oder auch aus dem Hause hinausgeschoben, vielfach sogar ganz entfernt. Überhaupt sind die Bauüberlieferungen der Bewohner dieser alten Häuser so gut wie verschollen, wenigstens auf der deutschen Seite des Riesengebirges.

Die äussere Erscheinung dieser mit Stroh oder Holzschindeln bedeckten einstöckigen Häuser zeigt Abb. 2. Vielfach sind es Weber, welche sie bewohnen, deren Beruf und Besitz keine grösseren Räume und Nebengebäude erfordert.

Die zweite Hausart des Riesengebirges, welche sich vorwiegend in den gestreckten Tälern findet, ist das zweistöckige, das in seinem unteren Teile dem einstöckigen Hause mit Holzstube gleicht, nur dass es in seinen



Abb. 2. Einstöckiges Bauernhaus mit Holzstube. Voigtsdorf bei Warmbrunn. Aufnahme von Pastor Zeller in Voigtsdorf.

Abmessungen gewöhnlich auch erheblich vergrössert ist. Das obere Geschoss ist durchweg aus Fachwerkbau errichtet, dessen Holzstiele dunkel gefärbt sind, während die zwischenliegenden Lehmfelder weiss getüncht und in seltenen Fällen mit Kratzmustern verziert sind.

Abb. 3 zeigt ein solches Haus in Voigtsdorf bei Warmbrunn. Die Giebel sind gewöhnlich, ebenso wie bei dem einstöckigen Hause mit Brettern in zwei Absätzen verschalt und nicht abgewalmt. Solche Häuser gehören meistens grösseren Besitzern, Bauern oder ‘Gärtnern’. Auch hier ist der Stall gewöhnlich unter einem Dache mit den Wohnräumen. Wo aber ein eigener Stall und besondere Scheune vorhanden sind, da bilden sie mit dem Wohnhaus zusammen einen nach einer Seite, meist nach der Strasse, offenen Hof.

Die anderwärts bei ähnlicher Bauweise so beliebten und malerischen Laubenbauten am Hause kommen in dem hier behandelten Gebiete nur

ausnahmsweise vor. Das obere Geschoss dient zu Vorrats- und Schlafräumen und entspricht in seinem Grundrisse dem des Erdgeschosses, nur dass eine Küche fehlt und auch sonstige Feuerungsanlagen gewöhnlich vermieden sind.

Eine dritte, nur als Mischform zu bezeichnende Hausart unseres Gebietes ist das mit einem Drempelgeschoss versehene Haus, ein Zwischenglied zwischen den oben besprochenen zwei Hauptformen.

Abb. 4 gibt ein Beispiel eines solchen, etwas dürftigen Häuschens aus Blumendorf bei Hirschberg, zu welchem bemerkt werden mag, dass die



Abb. 3. Zweistöckiges Bauernhaus mit Holzstube. Voigtsdorf bei Warmbrunn Nr. 217.

Aussenansicht der alten Holzstube durch Überputzung der Balken verändert ist. Das über Stube und Stall liegende niedrige Drempelgeschoss zeigt Fachwerk, dessen Felder in seltener Weise mit farbig bunten Blumen, Rosetten u. dgl. ausgemalt sind.

Übrigens findet man bereits sehr viele alte Häuser, die ehemals eine sog. Holzstube hatten, derart verändert wie das eben erwähnte Häuschen. Man erkennt aber die alte Holzstube doch daran, dass die vor die Balkenlage gesetzte Steinmauer in durchaus unbegründet erscheinender Weise hervortritt und oft am Giebel einen vorspringenden unschönen Absatz gegen die obere Fläche bildet. Ein anderes Merkmal zur Erkennung solcher Veränderungen alter Häuser ist die Fensteranordnung an der Giebelseite des Wohnteiles. Wo diese, gewöhnlich drei Fenster unsymmetrisch liegen, erkennt man trotz derselben Verputzung doch leicht den Unterschied zwischen dem älteren Mauerwerk um das ursprünglich

massiv erbaute einfenstrige Kämmerchen und dem neuen an der ehemaligen Holzstube mit gewöhnlich zwei Fenstern an der Giebelseite. Bei der Modernisierung sind die Fensteröffnungen auch meistens wesentlich vergrössert worden.

Während sich nun die zweistöckige Hausform am meisten in der zwischen 300 bis 500 *m* betragenden Höhenlage vorfindet, ist, wie es scheint, das einstöckige Holzhaus in höheren Lagen die Regel. In Kiesewald (630 *m*), Schreiberhau (700 *m*), Neuwelt-Harrachsdorf (600 bis 700 *m*) und bei den etwa 1000 *m* hoch gelegenen, keine Gastwirtschaft enthaltenden Hofbauden der Gemeinde Friedrichstal bei Spindelmühle spielt



Abb. 4. Haus mit Drempelgeschoss. Blumendorf bei Hirschberg Nr. 96.

das einstöckige Holzhaus die erste Rolle. Vielfach sind sie hier zum Schutze gegen die Unbilden des Winters noch mit Bretterverkleidung versehen, wie es die in Abb. 5 dargestellte Hofbaude zeigt, und mit geschützten Umbauten, die auch bei starken Schneefällen einen bequemen Verkehr innerhalb des Hauses mit Einschluss der Ställe ermöglichen. Diese Häuser der böhmischen Seite des Riesengebirges haben als besonders bezeichnende Eigentümlichkeit oft einen an der Spitze abgewalmten Giebel mit einer ganz oben ausgesparten kleinen Öffnung.

Von den für den Fremdenverkehr hergerichteten Häusern und sog. Bauden ist immer abzusehen, da sie die altüberlieferte volkstümliche Ausgestaltung meistens aufgegeben haben.

Die geographische Verbreitung der beiden Hauptarten des Bauernhauses in unserem Gebiete beruht also wesentlich auf der Höhenlage, wie oben gezeigt wurde. Beide Hausformen sind aber sonst keineswegs auf die hier behandelte Landschaft beschränkt. Vielmehr finden sich sehr

ähnlich gefügte Häuser in weiter Erstreckung nach Westen und Osten innerhalb des Bereiches der hochdeutschen Haustypen. So ist das einfache einstöckige Blockhaus fast überall da vorhanden, wo ausgedehnte Wälder diesen wichtigen Baustoff, das Holz, billig lieferten, andererseits sind die so reizvollen zweistöckigen Fachwerkbauten mit Holzstube im Erdgeschoss im übrigen Schlesien und den angrenzenden Gebieten des Königreiches Sachsen und Herzogtums S.-Altenburg, zwar in wesentlich reicherer Ausführung, bekannt genug.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der in allen diesen volkstümlichen Bauten ursprünglich vorhandenen, höchst charakteristischen Holzstube. Ihre Beliebtheit verdankt sie neben der Ursprünglichkeit und



Abb. 5. Hofbaude, Gemeinde Friedrichstal bei Spindelmühle, Böhmen.

Wohlfeilheit des Baustoffes vor allem den angenehmen Eigenschaften desselben, seiner leichten Bearbeitung und geringen Wärmeleitung, wodurch die dauerhafteste Erwärmung des Raumes in dem rauhen Gebirgsklima gewährt wurde. Dieselben Gründe haben dem Holze überall in der volkstümlichen Baukunst den Vorzug vor anderen Baustoffen errungen. Man betritt die Stube von dem meist gepflasterten Hausflur und sieht nun ein gewöhnlich recht geräumiges Zimmer von 5 bis 6, bei grösseren Besitzungen auch wohl bis 8 *m* im Viereck vor sich. Der Fussboden ist mit weissen Brettern gedielt, nur um den grossen Kachelofen herum ist ein Pflaster, meist aus unregelmässigen Bruchsteinen oder Platten mit Mörtel- oder Zementfugung gelegt. Rings um die Stubenwand herum läuft ein etwa fusshoher Steinsockel, weiss oder farbig getüncht, auf welchem die wandbildenden Holzbalken wagerecht lagern. Diese sind meistens an den Kanten stumpf, und wo sie zusammenstossen, sind die Fugen mit weissem Kalkmörtel ausgestrichen. Abb. 6 zeigt das Innere einer Bauernstube in einer der Hofbauden der Gemeinde Friedrichstal bei Spindel-

mühle, wo links an der Tür ein solcher Fugenverputz deutlich erkennbar ist. Bei wohlhabenderen Bauern findet man auch Täfelungen einfacher Art aus senkrecht stehenden Brettern, die zuweilen einfarbig grün oder braun bemalt sind, gewöhnlich aber ebenso wie die Balkenwände naturfarbig gelassen und nur durch das Alter und die wiederholten Reinigungen eine glänzend hellbraune Färbung angenommen haben. Die in der Nähe des Ofens stehenden Wände sind in der Regel, aber nicht ohne Ausnahme, massiv erbaut und weiss getüncht. Abb. 7 gibt ein Bild von einer solchen Ofenecke aus dem in Abb. 3 von aussen dargestellten Hause in



Abb. 6. Holzstube der Hofbaude Nr. 25, Gem. Friedrichstal bei Spindelmühle.

Voigtsdorf bei Warmbrunn. Rechts ist eine aus Balken gefügte Wand, links eine steinerne.

Die Decke der Stube ist so niedrig, dass ein Mann von mittlerer Grösse mit erhobener Hand gerade ihre Bretter berührt. Darunter ziehen sich wuchtige vierkantige Balken in Abständen von etwa 75 *cm* in der Querrichtung des Hauses über die Stube hin und ragen aussen noch etwa einen halben Meter vor. Sie sind an den unteren Kanten abgestumpft und tragen eine meist in der Längsrichtung des Hauses verlaufende Bretterdecke. Die Bretter sind so gelagert, dass ein höher liegendes mit einem darunterliegenden abwechselt, wodurch eine vollkommene und zugleich gefällige Abdichtung erzielt wird. In seltenen Fällen kommen auch in gleicher Höhe liegende Deckenbretter vor, und dann sind die Fugen durch von unten aufgenagelte Leisten verdeckt. Hier und da sieht man auch schräg verlaufende Deckenbretter über den Balken, so dass sparrenförmige Muster

entstehen, bei denen die Deckenbalken die Stiele bilden. Gelegentlich solcher Verfeinerung pflegt dann die ganze Stubenhöhe auch etwas grösser zu sein. Im Laufe der Zeit haben die Decken eine tiefbraune Farbe erhalten.

Die Fenster der Holzstube sind in beide Aussenwände eingeschnitten, wenn, wie üblich, neben der Stube noch eine Kammer liegt. An der Giebelseite ist dann gewöhnlich ein Fenster weniger in der Stube vorhanden als an der Langseite des Hauses. Meistens sind es zwei oder drei von etwa 65 bis 70 *cm* Höhe und 60 *cm* Breite. Es sind kleine Dreh-



Abb. 7. Ofenecke einer Holzstube. Voigtsdorf bei Warmbrunn Nr. 217.

fenster, welche sich nach innen öffnen. Das Fensterbrett ist stark nach aussen geneigt und aus einer starken Bohle in charakteristischer Weise geschnitzt. Zum Verschluss des Fensters während der Nacht finden sich hier und da, besonders in getäfelten Stuben, Holzläden, welche innen vorgeschoben werden.

Das wichtigste Stück des Innenbaues ist der grosse farbig gemusterte Kachelofen, welcher auf dem Steinpflaster bei der Flurtür steht. Er ist von rechteckigem Grundriss und gewöhnlich parallel der Hausfront gestellt, etwa 1 *m* von der Flur- und auch von der Kammerwand frei in den Raum. Auf einer oder mehreren um ihn herumstehenden Ofenbänken pflegen allerhand Küchen- und Wirtschaftsgeräte ihren Platz zu haben. Denn die Stube ist gleichzeitig Küche, da die auf dem Flur oder im Nebenkämmerchen befindliche sog. schwarze Küche zum Kochen nicht mehr benutzt wird.

Deshalb ist der Stubenofen mit Einrichtungen zum Kochen versehen, und die eingelassene, meist metallene Wasserblase (s. Abb. 7) gibt immer warmes Wasser her. So wird im Winter das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden, und auch im Sommer ist in den höheren Regionen eine erwärmte Stube nicht gar so unerträglich wie in der Ebene. Oben an der Decke ist ein Holzgestänge zum Trocknen der Handtücher und gelegentlich auch anderer Sachen angebracht. Der Ofenrauch wird durch ein eisernes Rohr nach dem grossen und einzigen Schornstein abgeleitet.

So stellt sich heute der fast allgemeine Zustand der Hauswirtschaft im schlesischen Bauernhause des Riesengebirges dar. Früher war es aber offenbar anders. Darauf deuten verschiedene Spuren von grosser Altertümlichkeit hin. Wie oben bereits erwähnt, erblickt man beim Betreten des Hausflurs gewöhnlich vor sich oder seitlich den grossen Schlot, die ehemalige Küche des Hauses. Auch der Backofen ragt oft teils in den Flur, teils in die Stube hinein und diente wohl zugleich zur Erwärmung der Stube, als sie noch keinen eigenen Ofen hatte. Auf die alte Bedeutung des Flurs aber als des Hauptwirtschaftsraumes deutet seine noch immer bekannte Bezeichnung 'Haus' hin. Dieser Urzustand mag ja bei Erbauung unserer noch erhaltenen Häuser bereits verlassen gewesen sein. Ihr Alter reicht etwa zwei Jahrhunderte höchstens zurück, und in dieser langen Zeit haben sie wohl manche Veränderung erlebt, die jetzt nicht mehr nachweisbar ist. Auch die Stubenöfen sind von mancherlei Wandlungen betroffen worden, die für die Geschichte des Hauses in Betracht kommen. Die jetzigen Öfen sind durchweg aus eigentümlich fleckig gemusterten, verschieden getönten Kacheln unter reichlicher Verwendung von Eisen für die Kochröhren (s. Abb. 7) erbaut. Ihr Alter ist auf 50 Jahre zu schätzen. Vordem, im 18. Jahrhundert, waren, wie mir Herr Geh. Justizrat Seydel mitteilte, in ganz Schlesien grünglasierte Kachelöfen, auch solche aus Napfkacheln üblich. Gleichzeitig, wenn auch nicht so allgemein, war eine Ofenart aus weissen Kacheln mit farbiger Dekoration, besonders in manganviolett und grün auf erhaben gepressten Zierformen, wie Kartuschen oder Medaillons mit Wappen, Kränzen u. dgl. Von dieser Art Öfen sah ich noch drei an ihrer ursprünglichen Stelle, in Voigtsdorf und Neusorge bei Hirschberg. Ihr Alter ist ungefähr aus den vorkommenden Rokokoformen der Medaillons zu erschliessen, und ihre Herkunft aus dem durch seine volkstümlichen Töpfereien von jeher berühmten Sachsen wird durch Kacheln dieser Art mit dem sächsischen Wappen in den Museen zu Görlitz und Bautzen wahrscheinlich gemacht. In einem kleinen Holzhause in der Kolonie Neusorge bei Blumendorf war ein solcher Ofen noch in dem alten Aufbau vorhanden, der mit einem gestreckten, backofenartigen Teile an der Flurwand beginnt und mit einem turmartigen Aufsatze endigt. Einen anderen Ofen dieser Periode mit sehr eigenartigen volkstümlichen Zierformen, nämlich rötlichen Herzen, die von

einem frischgrünen Kranze eingerahmt sind, gelang es aus Voigtsdorf bei Warmbrunn zu erwerben. Er stand in der kleinen Kammer neben der grossen Holzstube eines Bauernhauses. Vermutlich aber ist er einmal in der grossen Stube aufgestellt und von grösserem Umfange gewesen, denn es fanden sich noch einzelne zugehörige Kacheln lose vor. Die kleine Kammer pflegte früher auch nicht heizbar zu sein.

Nicht unerwähnt soll bleiben, dass oft in der die Stube von der sog. schwarzen Küche trennenden Wand eine Öffnung gefunden wird, welche offenbar ein Rest des besonders auch in wendisch besiedelten Gegenden



Abb. 8. Fensterecke einer Holzstube. Voigtsdorf bei Warmbrunn Nr. 16.

wie in der Lausitz und anderwärts vorkommenden Leuchtkamins ist. Man nimmt an, dass diese Vorrichtung, deren Rauchabzug in den grossen Schlot mündet, zur Beleuchtung von Stube und vielleicht auch Küche durch die früher allgemein üblichen Leuchtspäne benutzt wurde. Ferner kann sie auch zu schneller und geringer Erwärmung der Räume oder von Speisen benutzt worden sein[1]).

Was den beweglichen Inhalt der Bauernstuben in unserem Gebiete betrifft, so ist er jetzt durchaus modernisiert und bietet im allgemeinen einen weniger erfreulichen Anblick, als der alte Bau ihn sonst noch gewährt. Gleich an der Tür in bequemer Nähe des Ofens ist ein einfacher Tellerschrank aufgestellt, wo auch hinter Glasscheiben oft die beste Habe an allerhand Geschirr seinen Platz findet. An der Wand darüber

---

1) P. Dittrich, Schlesischer Hausbau und schles. Hofanlage, Globus 70, 285.

sieht man auch öfter aus Leisten hergestellte Borte für Prunkteller dicht unter der Decke. Auch sind hier und da längere Bretter oder Stangen an die Deckenbalken genagelt zur Aufbewahrung von allerhand Gerät. Der Raum hinter dem Ofen, die sog. Hölle, wird nach beendigter Arbeit mit einem einfachen Kattunvorhang verdeckt, wie ihn Abb. 7 zeigt.

In der dem Ofen diametral gegenüberliegenden Stubenecke sind Bänke an der Wand unter den Fenstern aufgestellt und davor ein Speisetisch.

Abb. 8 zeigt eine solche Ecke in einer getäfelten Holzstube eines Bauernhauses in Voigtsdorf bei Warmbrunn. Diese Ecke wird etwa mit einem Konsolbrettchen ausgestattet, auf dem eine Petroleumlampe oder anderes Gerät steht; in katholischer Gegend, wie in Böhmen, ist hier der Platz für Kruzifix und Heiligenbilder.

Die vorhandenen Möbel sind meist von einfachster Art, Dutzendware des Stadttischlers. Für die wertvolle Eigenart der altererbten bemalten Möbel fehlt den heutigen Landbewohnern das Verständnis, und man findet diese Reste älterer Kultur im wahren Sinne nur noch selten in Obergeschossen, dunklen Ecken oder gar in Ställen dem Verderben preisgegeben.

Die grosse Holzstube birgt höchst selten noch eine der originell mit Blumen, blauweissen Landschaften in Delfter Art und in der Schlesien besonders eigentümlichen buntfarbigen Marmorierung bemalten Laden oder Truhen. Für die entsprechenden Schränke oder gar Himmelbetten war wohl auch früher schon kein rechter Platz darin, besonders wenn der Webstuhl aufgestellt war. Heute schläft man nur ausnahmsweise in dieser Stube, sondern gewöhnlich in der Kammer oder im oberen Stockwerk. Auch die eigentümlichen schlesischen Tische mit dem kastenförmigen Unterteil und den übrigen Möbeln entsprechender bunter Bemalung sind hier fast verschwunden. Nur in Sakristeien oder abgesonderten Kirchenplätzen fanden sich noch Bauernstühle mit mannigfaltig ausgesägten und bemalten Rückenlehnen vor.

Wenn trotzdem in unserem Museum diese bemalten Möbel in die neu zu errichtende schlesische Holzstube gebracht werden sollen, so geschieht es, weil ihre Einrichtung ja nicht den gegenwärtigen dürftigen Stand der Wohnungskunst, sondern einen der Datierung der Möbel entsprechenden Zustand vor etwa 100 Jahren darstellen soll. Damals waren diese Möbel eben modern und werden sicherlich in mehreren oder wenigeren Stücken auch die durch ihre anheimelnde Bauart ausgezeichnete Holzstube geschmückt haben.

Es ist ja eben eine wohlberechtigte Absicht der Museen für Volkskunde, dass sie den reichen Schatz alter unbefangener Volkskunst darstellen wollen, besonders aus jenen Perioden, wo ihre Übung in der höchsten

Blüte stand[1]). Dass sie zumeist der Vergangenheit angehört, ist nicht zu leugnen, und das war und ist ja auch einer der Hauptgründe für die Errichtung solcher Museen, welche den nachfolgenden Geschlechtern zeigen können, wie das Volk aus sich heraus sein Haus und Heim alter Überlieferung getreu reizvoll auszugestalten verstanden hat. Hoffen wir, dass es nach Überwindung der heute noch herrschenden künstlerischen Urteilslosigkeit und nackten Nützlichkeitsbestrebungen in Zukunft wieder eine, wenn auch auf veränderter Grundlage aufgebaute Volkskunst besitzen möge. Die Betrachtung der alten Erzeugnisse deutscher Volkskunst soll und wird ein Wegweiser zu diesem höchst erwünschten Ziele sein.

Berlin.

Die Kunst der Holzbearbeitung bei Niedersachsen und Friesen[2]).

Von **Alice Flechtner-Lobach.**

(Mit 18 Abbildungen aus der Kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde zu Berlin.)

Das niedersächsische Bauernhaus ist wohl der älteste Typ deutscher Bauernhäuser überhaupt und hat die Elemente seiner Bauart weit über das eigentliche Niedersachsen hinaus verbreitet. Wir finden es im Südwesten bis nach Westfalen und der Altmark hin, im Osten bis nach Pommern, besonders auf Rügen, wo vor einigen Jahren sein Typus noch in mehreren Häusern ausgeprägt war. Sein Hauptgebiet sind die Gegenden um Hannover, Lüneburg, Hamburg, die Vierlande und daran anstossend Schleswig-Holstein und Friesland.

---

1) In Hirschberg, der Hauptstadt unseres schlesischen Gebirges, hat der verdienstvolle Riesengebirgsverein die Absicht, ein ganzes Bauernhaus mit voller Einrichtung diesem Zwecke dienstbar zu machen, dessen äusseres Bild nebst Beschreibung in der Vereinszeitschrift 'Wanderer im Riesengebirge' vom 1. Juni 1913 S. 81 wiedergegeben ist.

2) Die für die folgende Darstellung benutzten Werke sind folgende: A. Sach, Deutsche Heimat, Halle 1885. R. Mielke, Das Dorf, Leipzig 1910. C. Ranck, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses, Lpz. 1907. A. Meitzen, Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen, Berlin 1882. W. Pessler, Das altsächsische Bauernhaus, Braunschweig 1906. R. Meiborg, Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig, Schleswig 1896. R. M. Rilke, Worpswede, Bielefeld 1903. O. Schwindrazheim, Bauernkunst, Wien 1904. K. Muehlke, Von nordischer Volkskunst, Berlin 1906. J. Brinckmann, Beschreibung der Möbel- und Holzschnitzereien, Hamburg 1894. R. Forrer, Von alter und ältester Bauernkunst, Esslingen 1906. Sohnrey, Kunst auf dem Lande, Bielefeld 1905. F. Luthmer, Deutsche Möbel der Vergangenheit, Leipzig 1903. C. Gurlitt, Im Bürgerhause, Dresden 1888.

Die besondere Note des Niedersachsen-Hauses liegt in dem Fehlen jeglichen Schornsteins. Es sind sogenannte Rauchhäuser, bei denen der vom Herd aufsteigende Rauch keinen Abzug findet, sondern durch das Haus hindurch nach der Tür zieht. Während diese Eigentümlichkeit der Sachsen-Häuser sich im Laufe der Zeit naturgemäss verloren hat, ist in ihnen eine andere Besonderheit zum grössten Teil erhalten geblieben. Es ist die Bauart, die nur einen einzigen grossen Raum umfasst, der in der Mitte durch einen breiten Weg, die Diele, geteilt ist. Rechts und links von diesem Durchgange befinden sich die Viehstände, da bekanntlich im Niedersachsen-Haus Menschen und Tiere unter einem Dache leben. Am Ende dieses grossen Raumes ist in den eigentlichen Niedersachsen-Häusern der Wohnraum, das Flett, nach beiden Seiten mit Fenstern ausgebaut, in dessen Mitte sich das Herdfeuer befindet. Diese ursprüngliche Anlage, nach welcher das ganze Haus nur den riesigen Raum unten und den entsprechenden Heuboden oben umfasst, ist nur in vereinzelten Exemplaren rein erhalten. Fortschreitende Kultur, verbunden mit wachsenden Bedürfnissen führte bald zu Einbauten in diese ursprüngliche Anlage, vor allem wurde ein Raum gebaut, der die Herrschaft von dem Gesinde trennte, eine Stube, die sog. 'Dönz'. Noch später trennte man auch Diele und Flett und führte überhaupt an beiden Seiten des Fletts An- und Ausbauten hinzu, wie es die Zahl der Familienmitglieder und wirtschaftliche Verhältnisse bedingten.

Dieser Hausanlage verwandt, doch in der Einteilung des Grundrisses eigenen Gesetzen folgend ist das friesische Haus. Es unterscheidet sich von dem ersteren vornehmlich durch die strengere Abteilung der einzelnen Räume, besonders der Staatsstube, 'Pesel' genannt, wie auch durch verschiedene Einrichtungen, die auf holländischen Einfluss zurückzuführen sind. So beispielsweise durch die engere Raumeinteilung und dadurch bedingte hochentwickelte Raumausnutzung, ferner durch die Lage des Herdes, der an die Wand gerückt und mit Rauchabzug versehen ist. Dadurch wird eine besondere Heizkraft für den Wohnraum nötig, die der holländische Beilegerofen vermittelt, auch sind die Wände vielfach gekachelt. Von diesen aus fremden Einflüssen und den Lebensgewohnheiten der seefahrenden Bevölkerung hervorgegangenen Eigentümlichkeiten abgesehen, zeigt sich das Friesenhaus als ein echtes Kind Niedersachsens[1]).

Um diese beiden Haustypen handelt es sich daher besonders, wenn man den Rahmen für die Erzeugnisse niedersächsischer und friesischer Holzschnitzkunst suchen will. Das Mobiliar dieser Haustypen ist besonders interessant nicht nur durch die künstlerische Vollendung, sondern

---

1) Hier sei auf die von W. Pessler in 'Deutsche Erde' 1908 S. 17ff. gegebene Charakterisierung des Friesenhauses verwiesen. K. Brunner.

auch durch die kulturgeschichtliche Treue, mit welcher diese Dinge die Entwicklungstendenzen alter Bauernkunst bewahrt haben. Wie alle andern Erzeugnisse des Bauernfleisses früherer Zeiten sind auch die Möbel des Niedersachsen- und Friesen-Hauses in enger Anlehnung an Lebensgewohnheiten, wirtschaftliche und klimatische Verhältnisse entstanden.

Stärker aber wie die leicht verbrauchten Erzeugnisse der Kleinkunst haben besonders die grösseren Holzgegenstände die Zeiten überdauert. So finden wir in den noch zahlreich erhaltenen grösseren und kleineren Möbelstücken Erzeugnisse der niedersächsischen und friesischen Holzbearbeitungskunst, die sowohl dem Kulturforscher, wie auch dem künstlerisch geschulten Beobachter eine reiche Quelle der Anregung und Belehrung bieten.

Ich habe im vorhergehenden die charakteristischen Formen des Niedersachsen-Hauses kurz skizziert, weil die Inneneinrichtung sich in Anpassung an den Raum herausgebildet und entwickelt hat. Bei dem echten alten Niedersachsen-Haus kommt als bewohnbarer und deshalb möblierter Raum ja nur das Flett in Betracht sowie die rechts und links ausgebauten Kammern, die aber auch schon eine Erweiterung darstellen. Die Möbel, welche diesen Raum, in dessen Mitte das offene Feuer flackerte, belebten, waren hinsichtlich Konstruktion und Verzierung der schwerfälligen Art des Ganzen angepasst. Es waren in erster Linie 'feste Möbel', d. h. solche, die entweder in die Wand eingelassen, wie die sog. 'Schlafbutzen', oder doch wenigstens an der Wand befestigt waren. Das hauptsächlichste Möbel war die Bank, die an den beiden, mit Fenstern versehenen Ausbauten des Fletts entlanglief; der fest davor stehende Tisch ruhte in der frühesten Zeit auf eingerammten Pfählen und wurde erst später beweglich gestaltet. Es fügten sich feste Eckschränke, sog. 'Hörnschapps', hinzu, die besonders im schleswigschen und Dithmarscher Haus eine grosse Rolle spielten und zum Teil wundervoll ausgearbeitete Türen besassen. Neben solchen unbeweglichen Möbeln barg das niedersächsische Haus an beweglichen Möbeln vor allem das grosse Ehebett, das auf erhöhter Tenne stand und dem Bauernpaar gestattete, vom Bett aus das ganze Anwesen zu überwachen. Reichgeschnitzte Pfosten trugen den mächtigen Thronhimmel, von dem an allen Seiten dichte gewebte Vorhänge niederfielen. Dazu gesellten sich schön geschnitzte und bemalte Stühle, die jedoch nur dem Hausherrn und der Hausfrau zukamen, infolgedessen stets in geringer Anzahl vorhanden waren. Bewegliche Schränke kamen erst später auf, dagegen spielte schon in den ältesten Zeiten die Truhe eine grosse Rolle als Aufbewahrungsort für den kostbaren Sonntagsstaat der Bäuerin. Dieses Einrichtungsstück bekam im Laufe der Zeit eine besonders typische Gestalt, die für eine gewisse Bauart der Truhen bezeichnend war und noch heute unter dem Namen 'Niederdeutsche Truhen' bekannt ist.

Das Material der Möbel, insbesondere der festen Möbel, war vornehmlich Eichenholz. Die ältesten, sie stammen nach Muehlke aus der

Mitte des 15. Jahrhunderts, sind aus Eichenspaltholz gefertigt und wirken in der Art ihrer Bearbeitung mehr zimmermannsmässig. Die Härte des Holzes in Verbindung mit dem Mangel an geeigneten Werkzeugen lassen eine derartige Anfertigung als naturgemäss erscheinen, und es ist auch selbstverständlich, dass diese aus gespaltenen Brettern zusammengefügten Möbel gar keine, oder nur sparsame Ausschmückung zeigten. Schnitzerei, soweit sie überhaupt vorhanden ist, beschränkt sich hier auf flachgehaltene rillenartige Motive, dagegen finden wir auch bei den älteren Stücken schon Beschläge. Übereinstimmend mit der Kunst und Handfertigkeit damaliger Zeit bevorzugen diese Beschläge das Bandornament, sind ausserordentlich massiv und wenig geschweift. Im Verlaufe der Zeit und in dem Masse, wie Geschicklichkeit und Werkzeuge sich vervollkommnen, tritt bei dem Mobiliar des Niedersachsen-Hauses der Beschlag zugunsten der Schnitzerei zurück. Der gesunde Sinn für Brauchbarkeit und praktische Verteilung des Ornaments, der ja einen besonderen Reiz aller volkstümlichen Kunst bildet, lehrte den Bauern, die Gegenstände nur da zu verzieren, wo es der Benutzung und Handhabung nicht entgegenstand. Infolgedessen liess er die Sitzflächen der Bänke, die Platte des Tisches stets frei von jeder Verzierung und begnügte sich damit, die Seitenlehnen der Sitze, die Beine der Tische usw. zu schmücken.

Vor allem sind es die beweglichen und kleineren Gegenstände, die bald ein Feld der Tätigkeit für die kunstgeübte Hand des Bauern oder des Dorfhandwerkers bilden. Unter dem beweglichen Mobiliar waren es wieder in erster Linie die Gegenstände, welche sich bezüglich ihrer Bestimmung wie auch in der Art ihrer Herstellung besonders für künstlerische Verzierung eigneten. Es sind das gleichzeitig die Möbelstücke, die mit der Zeit am meisten charakteristisch gestaltet wurden und deren künstlerische Ausarbeitung so eingehend und von so grosser Schönheit war, dass ihre Reste noch heute ein wertvolles Lehrmaterial bilden, vor allem die niederdeutschen Truhen und die Stühle.

1. Die Truhe.

Die niederdeutsche Truhe ist ein ganz besonderer, von allen Erzeugnissen ähnlicher Art abweichender Typus. Ihre Bauart, deren Eigentümlichkeiten sich so lange erhalten haben, wie überhaupt Truhen in Niedersachsen gearbeitet worden sind, erinnert am meisten an die Arbeiten der gotischen Epoche, aus der die ältesten noch vorhandenen Truhen auch tatsächlich stammen. Sie sind ausserordentlich massiv, aus dicken Brettern aneinandergefügt; das Eigentümliche hierbei sind die senkrecht gestellten Bretter, die in ihrer Verlängerung die Füsse bilden (Abb. 1). Diese Art der Zusammensetzung gestattete eine Ausbreitung des Schnitzwerkes über die ganze Fläche der Vorderwand und liess diese Truhen bei

aller Schwerfälligkeit doch angenehm in der Form erscheinen, da die Linie durch keinerlei Rahmenwerk unterbrochen wurde. Die Schnitzerei bewegte sich bei den ältesten Erzeugnissen in dem feinen Stabwerk gotischer Form, das aber auch bei denen aus frühester Zeit einen ganz eigenartigen Stil entwickelte. Schon hier zeigt sich die instinktiv sichere Art, mit welcher der bäurische Künstler die schwierigen, aus der Stadt übernommenen Formen für seine Zwecke und entsprechend den Grenzen seines Könnens vereinfachte und umänderte.

Leider können wir das bei den Truhen späterer Zeit nicht mehr in diesem Maße beobachten. Es macht sich im Gegenteil mit wachsender Kultur und Wohlhabenheit namentlich bei den reichen Bauern der Dithmarscher Gegend der Wunsch geltend, möglichst mit seinem Mobiliar dem

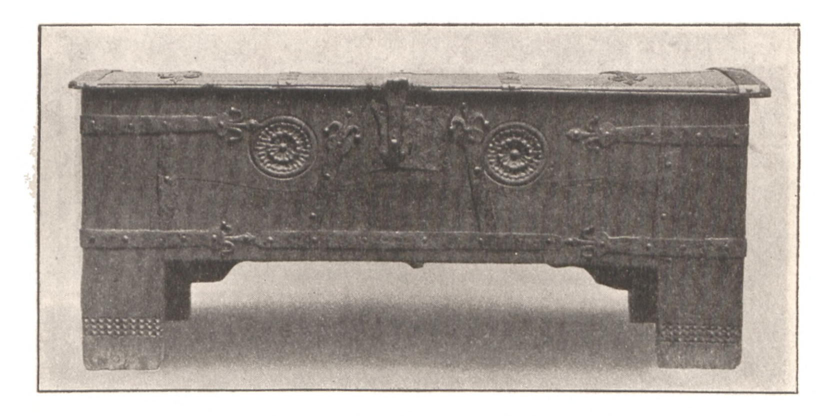


Abb. 1. Niederdeutsche spätgotische Truhe.

Städter gleichzukommen, und so zeigen denn die Truhen der Spät-Renaissance und Barockzeit wohl eine grosse künstlerische Vollendung, bleiben aber an Eigenart hinter denen der früheren Periode zurück. Die schön und künstlerisch geschnitzten Truhen der späteren Epoche sind auch in ihrer Bauart andern deutschen Truhen gleich. Sie sind im Rahmenwerk gearbeitet, die Vorderwand ist meist in vier bis sechs Felder eingeteilt und überreich mit erhabener Schnitzerei gefüllt. Das Material ist auch hier noch Eichenholz, und die künstlerische Kraft, mit der die Gestalten, Köpfe und Ornamente herausgeholt sind, ausserordentlich gross. Sie wirken sehr reich, oft überladen, und bieten Originelles, von der Kunst städtischer Handwerker Abweichendes zuweilen in der Darstellung der geschnitzten Figuren. So sehen wir an einer Truhe, die sich im Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe befindet — ein besonders grosses Exemplar, dessen Vorderwand in acht Felder abgeteilt ist — die Brustbilder des Hausherrn und der Hausfrau ausgeschnitzt. Als Jüngling und junges Mädchen, als junges Ehepaar, im mittleren und im Greisenalter werden sie uns vorgeführt. Die Charakteristik der Köpfe ist gut

gelungen, besonders die Züge der älter werdenden Frau mit derbem Humor geschildert. Sie bieten in ihrer reichen Renaissanceumrahmung ein eigenartiges Stück bäuerlichen Kunstgeschmackes. Häufiger als diese originelle Darstellung sind Schnitzereien biblischen Inhalts, die verschiedensten Geschichten der Heiligen Schrift behandelnd. Überall, auch bei den Truhen noch späterer Zeit, findet sich der Name der Besitzerin — es handelt sich ja meist um Frauen — sowie die Jahreszahl eingeschnitzt. Die Schrift ist der damaligen Technik entsprechend erhaben aus dem Grunde herausgearbeitet und stets in plattdeutscher Sprache abgefasst. Gleichfalls plattdeutsch sind auch die Sinnsprüche oder Bibel-

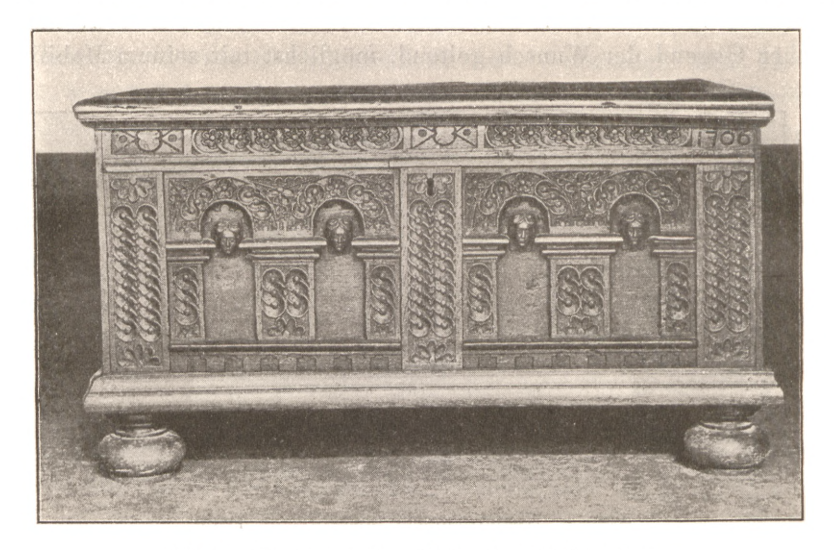


Abb. 2. Truhe aus dem 'Alten Lande', Hannover.

stellen, die stets den geschnitzten Bildern zur Erklärung beigegeben sind und sich meistens am oberen Rande der Truhen befinden oder rahmenartig um das geschnitzte Bild herumgeführt sind. Oft kommt es dabei vor, dass das Ende des Spruches fehlt, wenn der Schnitzer mit dem Raum nicht ausgekommen ist. Häufig aber gesellt sich zur künstlerischen Hand eine gewisse Begabung in der Wortschilderung, um nicht zu sagen Dichtkunst. So finden wir auf einer Truhe, welche die Parabel vom armen Lazarus darstellt, die Umschrift: „De ricke man levet in averflodt, de arme man hunger liden moth[1]).“

Dem Stil der Zeiten entsprechend finden sich neben diesen Renaissancetruhen solche aus der Barock- und Rokokozeit (Abb. 2—3). Die ländlichen Handwerker, um welche es sich in dieser Zeit wohl handelt, suchten ihre Ehre darin, nicht hinter den städtischen zurückzustehen. Der Reichtum

1) Aus: J. Brinckmann, Beschreibung der Möbel und Holzschnitzereien aus dem Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe. Hamburg 1894.

und die Prunksucht der Bauern, besonders in den Küstenstrichen, war auch mehr und mehr gewachsen, und so finden wir aus dieser Zeit Truhen in den Peseln und Fletten, bei denen es zweifelhaft ist, ob sie nicht überhaupt aus der Stadt stammen. Erst Ende des 18. und Anfang des

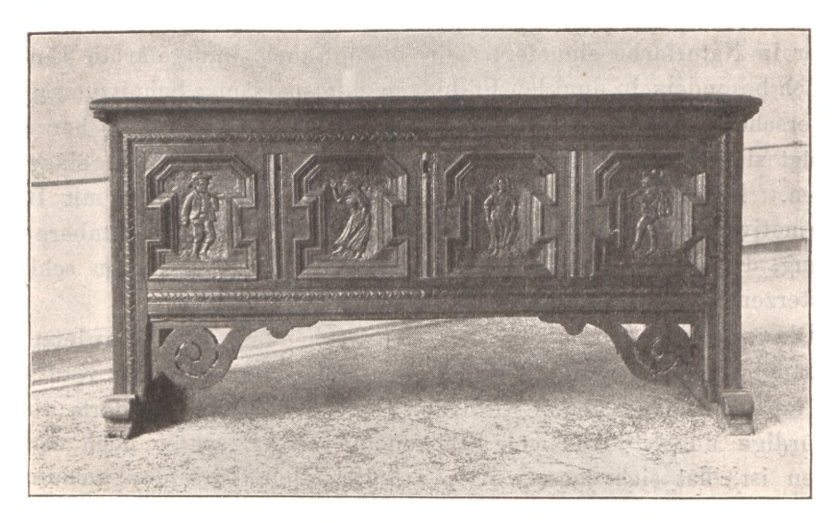


Abb. 3. Truhe aus Oldenburg.

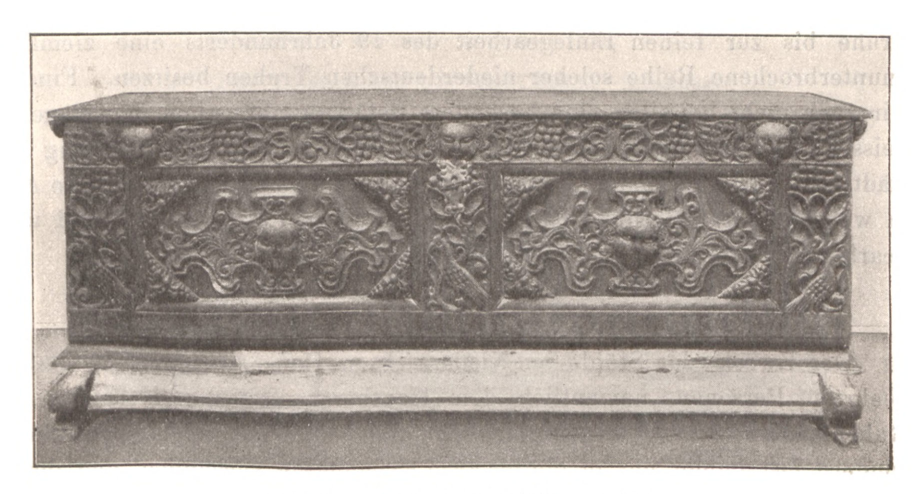


Abb. 4. Brauttruhe aus Dithmarschen.

19. Jahrhunderts kommt wieder die alte schlichte Form und Verzierungsart der niedersächsischen Truhe zu Ehren. Die Kunst der Schnitzerei ist um diese Zeit fast ganz verloren gegangen. An ihre Stelle tritt die Einlegetechnik, für die sich die glatten Wände der Truhe besonders eignen. In dieser Verzierung mit farbig gebeizten oder gemalten Hölzern finden wir wieder die ganze Ursprünglichkeit der Auffassung, soweit es sich um Ausgestaltung der späteren Zeit handelt. Die Motive sind zum Teil

natürlich auch wieder von der Stadt beeinflusst, der Biedermeierstil, der z. B. Anfang des 19. Jahrhunderts in den Stadtwohnungen herrschte, klingt auch hier bei den Bauernmöbeln an. Daneben aber finden wir viel feine und ursprüngliche Darstellungen in den Blumen-, Vogel- und Rankenmotiven. Das Material ist jetzt verschiedener Art; es werden dunkle Hölzer in Naturfarbe eingelegt, wir finden auch buntgefärbte Einlagen, die sich besonders in dunklen Füllungen mit sparsamer Schnitzumrahmung wunderschön ausnehmen. Die Schnitzerei, soweit sie noch hervortritt, begnügt sich mit der Profilierung der erhöhten Umrahmung eingelegter Platten. Barockähnliche Medaillons werden ganz geschickt mit Biedermeiermotiven zusammengearbeitet; die ausserordentlich saubere Ausführung, die gesunde Gliederung der Möbelstücke gibt diesen schlichten Kunsterzeugnissen ein wohltuendes Gepräge.

Die zuletzt beschriebene Art der Truhen ist wohl die letzte, die überhaupt hergestellt wurde; die Kommode, der Fächerschrank verdrängten auch im Bauernhause gegen Mitte und Ende des 19. Jahrhunderts dies altehrwürdige Möbel. Was von Stücken dieser Art später noch verfertigt worden ist, hat sich naturgemäss an die alten Vorbilder gehalten, da neue ja nicht mehr zu Gebote standen.

Die ausserordentlich gediegene Bauart der Truhen hat ihnen ein besonders langes Leben gesichert, so dass wir von der geschnitzten gotischen Truhe bis zur feinen Einlegearbeit des 19. Jahrhunderts eine ziemlich ununterbrochene Reihe solcher niederdeutschen Truhen besitzen. Finden wir auch nicht bei allen eine besondere Betätigung künstlerischen Bauernfleisses, so sind doch selbst diejenigen, welche sich ziemlich eng an städtische Vorbilder halten, interessant durch die oft naiv anmutende Art, in welcher der bäuerliche Handwerker sie seinen Zwecken folgend umgearbeitet hat (Abb. 4).

2. Die Stühle.

Der Zweck der Stühle im Niedersachsen-Hause war der, besonders geehrten Personen, namentlich dem Hausherrn und der Hausfrau, als Ruheplatz zu dienen. Sie waren nicht allgemeine Gebrauchsgegenstände, sondern fast immer nur in ein bis zwei Exemplaren vorhanden, und ihrem besonderen Zweck entsprach auch ihre Ausstattung. Die Formen der ältesten Stühle erinnern vielfach an die jetzt noch in Schweden üblichen Sitze; sie stehen auf drei Beinen und haben eine dreieckige Sitzplatte. Doch finden sich daneben auch aus ältester Zeit, zumal in den Marschen-Häusern, vierbeinige Stühle mit geraden Sitzen. Diese Stühle waren stets bequem und praktisch gebaut. Die Beine wurden fest mit einer leisen Neigung nach aussen gestellt und als durchgehende Pfosten für die Armlehnen gearbeitet. Ebenso bildeten die Seitenpfosten der Rückenlehne gleichzeitig die Beine, wodurch der Stuhl besonders standsicher wurde.



Abb. 5. Stuhl aus dem 'Alten Lande', Hannover.

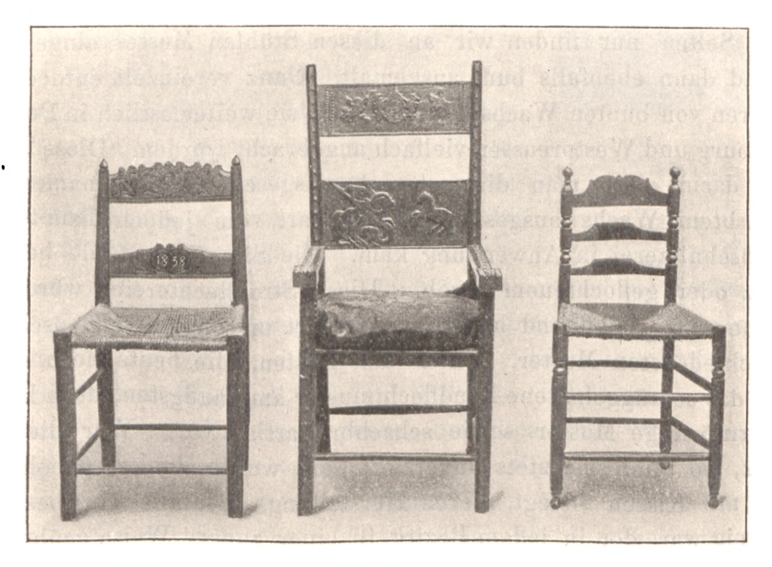


Abb. 7.
Stuhl aus der
Propstei, Holstein.

Abb. 6.
Stuhl aus Lüne-
burg.

Abb. 8.
Stuhl aus Hindeloopen
Westfriesland.

Die Rückenlehne war stets so angeordnet, dass die Stelle, an die der Rücken sich lehnte, von jedem störenden Schmuck frei blieb. Ebenso hübsch und zweckmässig war auch die Anordnung der Armlehnen, die sich mit leichter Rundung nach aussen bogen, eine Grundform, die heute in den bekannten Worpsweder Stühlen wieder neu zu Ehren gekommen ist.

Die ältesten Stühle sind ausgesägt. Solange die Technik des Drechselns noch unbekannt war, versuchte man es, den Stühlen eine möglichst zierliche Form dadurch zu geben, dass man die geraden Linien durch verschiedene Arten des Aussägens gefällig gestaltete. Sehr bald aber begann man, die Beinpfosten der Stühle zunächst mit einfacher, wenn auch grober Drechselarbeit zu verzieren. Der obere Teil des Stuhles blieb zunächst noch immer der Säge- und Schnitzarbeit vorbehalten und gab Gelegenheit zu mancher sinnigen und hübschen Musterung. Vom 16. Jahrhundert ab herrschten jedoch ausschliesslich gedrechselte Stühle, deren Technik sich mehr und mehr vervollkommnete und zu jenem künstlerischen Typus des niedersächsischen Stuhles erwuchs, der unsern modernen Kunstgewerblern noch heute schöne und geschätzte Beispiele bietet (Abb. 5—6).

Das Material der Stühle war ebenso wie das der Truhen in ältester Zeit ausschliesslich Eichenholz. Jedoch wurden die gedrechselten Sprossen häufig aus abweichender Holzart gearbeitet, da das Eichenholz infolge seiner Sprödigkeit sich schlecht zur Drechselei eignete. Die Grundfarbe war meistens dunkel; an der Lehne sowie an den gedrechselten Stäben brachte man häufig bunte Malerei in der Weise an, dass man einen Stab rot, den andern blau malte und so dem Ganzen eine bunte Lebendigkeit verlieh. Selten nur finden wir an diesen Stühlen Muster eingeschnitzt, diese sind dann ebenfalls bunt ausgemalt. Ganz vereinzelt entdeckt man hier Spuren von bunten Wachsfüllungen, wie sie weiter östlich in Pommern, Mecklenburg und Westpreussen vielfach angebracht wurden. Diese Technik bestand darin, dass man die schwach ausgeschnitzten Ornamente mit buntgefärbtem Wachs ausgoss, eine Kunstart, die jedoch hauptsächlich bei Kerbschnitzerei in Anwendung kam. Die Sitze der Stühle bestanden aus Holz oder geflochtenem Stroh. Diese Strohflechtereien wurden mit viel Mühe sehr dicht und haltbar ausgeführt und hatten augenscheinlich die verschiedensten Muster. Unter den Resten, die heute noch erhalten sind, ist das schräggehaltene Bandflechtmuster am häufigsten, doch kommen auch sternförmige Muster sowie schachbrettartige vor. War die Platte aus Holz, so blieb sie stets unverziert; sie wurde dunkel gebohnt und alsdann mit Kissen belegt, deren Herstellung ebenfalls ein besonderer Kunstzweig war, der in jedem Bezirk in einer andern Weise geübt wurde. Kissen in bunter Wollstickerei aus den Vierlanden, friesische Noppentechnik (eine schleifenförmige Webart), Beiderwand-Kissenplatten aus Schleswig-Holstein, sie alle bilden individuelle Erzeugnisse bäuerlichen

Kunstfleisses, der gerade hier seine besondere Geschicklichkeit, sowie einen grossen Vorrat an ererbten Formen und Mustern zeigte. Es lag in dem Zweck des Möbels, dass Stühle ohne Seitenlehnen als blosse Sitzgelegenheiten selten in älteren Häusern zu finden waren. Selbst Kinderstühle wurden in genauer Nachahmung der grossen mit zierlich gedrechselten Armlehnen versehen. Erst eine spätere Zeit, die das ganze Hausgerät beweglicher gestaltete, brachte auch den Stuhl ohne Seitenlehne auf.

Etwas abweichend von den Stühlen des eigentlichen Niedersachsengebietes und Schleswig-Holsteins (Abb. 7) sind die Stühle des Friesen-Hauses, die in ihrer ganzen Bauart leichter sind und in ihrer Ausgestaltung sehr an die holländischen Stühle alter Zeiten erinnern. Die gedrechselten Pfosten sind hier durch weich geschwungene schmale Rückenbretter ersetzt, die quer von Pfosten zu Pfosten laufen und in ihrer leichten Biegung nach aussen dem Rücken einen ausserordentlich wohltuenden Halt geben (Abb. 8). Die Sitze sind ebenfalls mit Kissen oder Strohflechterei geschmückt. Doch finden wir in den friesischen Häusern schon frühzeitig die lehnenlosen Stühle, da die ganze Anlage des Friesen-Hauses mit der abgeteilten Wohnstube mehr und leichter bewegliches Gerät verlangte.



Abb. 9. Eckschrank, sog. Hörnschapp, aus der Gegend von Meldorf, Holstein.

3. Schränke.

Ein breites Feld für die Schnitzerei boten im Niedersachsen-Hause die Flächen der Wandschränke, die zunächst das einzige schrankartige Möbel überhaupt darstellten. Diese Wandschränke waren entweder in die Wand eingelassen, wie die Schlafbutzen, oder sie ragten erkerartig ins Zimmer. Die Seitenwangen dieser vorstehenden Schränke, der First oben und unten wurde mit oft wunderschönen Schnitzereien geschmückt, die in Anpassung an das harte Material sich meist in grosszügigen Formen hielten. Geschnitzte Tafeln, von bandartigen Flachornamenten umrahmt oder durch Kerbschnittleisten eingeteilt, finden sich am häufigsten. Die Motive wechselten je nach der Kunstepoche, behielten aber stets eine gewisse Ursprünglichkeit bei und zeichnen sich vor allen Dingen durch ausserordentlich schlichte und gesunde Formen aus. Eine gleiche Schnitzerei schmückte auch die Schiebetür, die am Tage die ohnehin geringe Licht- und Luftzufuhr dieser Schlafkästen ganz hinderte, falls sie nicht durch Vorhänge in der bekannten Beiderwand-Technik ersetzt wurde. Eine eigentlich bilderreiche Holzschnitzerei, wie man sie später in den reichen

Häusern der Dithmarscher Bauern, vor allem in dem berühmten Pesel des Markus Swyn zu Lehe fand, waren in den Bauernhäusern sonst im allgemeinen nicht üblich. Die Pracht und künstlerische Vollendung, mit der solche Prunkstücke in Bauernhäusern ausgeführt waren, lassen un-



Abb. 10. Schrank aus der Bremer Gegend.

bedingt auf städtische Handwerkskunst schliessen und können daher für diesen Aufsatz nicht in Betracht kommen. Der Bauer selbst oder der dörfliche Handwerker begnügte sich mit der einfacheren Technik, und mit dem gesunden Formgefühl, das ihm innewohnte, brachte er Erzeugnisse zustande, die in jeder Hinsicht als schön, zweckmässig und gediegen anzusehen sind. In späteren Zeiten kam für diese Wandschrankflächen

die Technik der Füllungen und Rahmenarbeit auf, die sich dann bis ins 19. Jahrhundert hinein erhielt. Auch hier löste die Einlegetechnik die Kunst der Schnitzerei ab; feine, oft in farbigen Hölzern ausgeführte Blumensträusse schmückten die kleinen Füllungen der Wandschränke, deren Rahmen in leichtem Barock- oder Rokoko-Ornament gehalten waren. Ähnlich den Schränken wurden auch die Flächen der Türen geschmückt, zuweilen, aber nur vereinzelt, auch Fensterumrahmungen.



Abb. 11. Ostfriesischer Anrichteschrank.

Ein ganz besonders charakteristisches Möbelstück ist der 'Hörnschapp', ein kleinerer Eckschrank, dessen Bezeichnung eine Umbildung des dänischen Wortes 'Hjörneskab' ist (Abb. 9). Diese Eckschränke, von denen das Museum in Meldorf ein besonders schönes Exemplar besitzt, dienten wohl häufig zur Aufnahme von Speisevorräten und zeigen zuweilen eine durchbrochen geschnitzte kleine Füllung, die Luftzufuhr gestattete. Sie sind stets im Rahmenwerk gearbeitet und zweigeteilt, die Verzierung ist häufig Kerbschnitt, eine für Niedersachen und die Gebiete an der Ostsee besonders bezeichnende Verzierungsart, auf die nachher noch näher eingegangen werden soll. — Einen ganz eigenen Charakter, der eigentlich

nichts Bäurisches an sich hat, trug der bewegliche Schrank, der ja überhaupt in Norddeutschland als Bauernmöbel nicht gelten kann. Was sich in Niedersachsen-Häusern von solchen Schränken erhalten hat, ist, wenn nicht überhaupt aus der Stadt herübergenommen, so doch genau nach städtischen Vorbildern gearbeitet (Abb. 10). In den reichen Bauernhäusern finden sich um 1600 und noch später eine ganze Reihe jener riesigen zweitürigen Schränke, die ein besonderes Erzeugnis Hamburgischer Tischlerarbeit waren und noch heute unter dem Namen 'Hamburger Schapp' bekannt sind. Diese Hamburger Schappe, die sich späterhin an der ganzen Ostseeküste entlang verbreiteten und weiter östlich unter dem Namen 'Danziger Schrank' bekannt waren, sind heute noch in vielen Exemplaren erhalten. Sie zeigen ein schönes Beispiel städtischer Tischlerkunst, bieten aber für diese Arbeit keinerlei Interesse, trotzdem sie vielfach in Bauernhäusern zu finden waren und noch sind. Sie lösten den vorher gebräuchlichen Schrank, der nach niederländischem Beispiel gearbeitet und viertürig war, ab und dienten auch in den Bauernhäusern vornehmlich zur Aufnahme von Kleidungsstücken. Die am häufigsten noch vorhandenen Schränke sind im Barockgeschmack gehalten, einem Stil, der in der Wuchtigkeit des Ornaments, der meisterhaften Behandlung der Holzflächen besonders für diesen Schranktypus geeignet ist.

In den Friesen-Häusern haben sich schon früh unter holländischem Einfluss kleine Hängeschränkchen eingefunden, die, besonders fein und zierlich in Flachornament geschnitzt oder mit Kerbschnitzerei verziert, wieder echt bäuerliche Erzeugnisse sind. Die Schnitzerei wurde vielfach bunt bemalt, eine in Norddeutschland besonders beliebte Verzierungsart, welche die Schnitzerei noch besonders hervorheben sollte (Abb. 11).

4. Das Kleingerät.

Es liegt in der Natur der Sache, dass die kleineren Gerätschaften des Bauernhauses mehr als die grossen Möbelstücke die Kunst und Geschicklichkeit des Bauern selbst zeigen, da sie ja vielfach als Geschenke entstanden sind. Wir finden unter ihnen gerade die feinsten und individuellsten Hausfleisserzeugnisse der niedersächsischen und friesischen Bauern, wenngleich selbstverständlich auch hier viel Handwerkskunst mit einläuft. Immerhin spiegeln diese kleinen Geräte Geschmack und Kunstsinn der Besitzer auch dann deutlich wieder, wenn sie von Handwerkern angefertigt sind, da bei solchen Geschenken der Bauer vor allem viel Persönlich-Bezügliches dabei haben wollte. Der Auffassung, dass diese Kleingeräte häufig vom Bauern selbst ausgeführt seien, kommt auch die Eigenart ihrer Technik entgegen. Diese Kleingeräte sind nämlich vielfach mit Kerbschnitt geziert, also einer Schnitzart, die auch ungeübteren Händen geläufig ist.

Zu dem Kleingerät des Niedersachsen- und Friesen-Hauses sind neben den kleineren Truhen, Kästen und Wandschränkchen, die aber stets in derselben Art wie die grossen hergestellt wurden, vor allen Dingen die häuslichen Gerätschaften zu rechnen. Dieses Kleingerät bildet die schönste

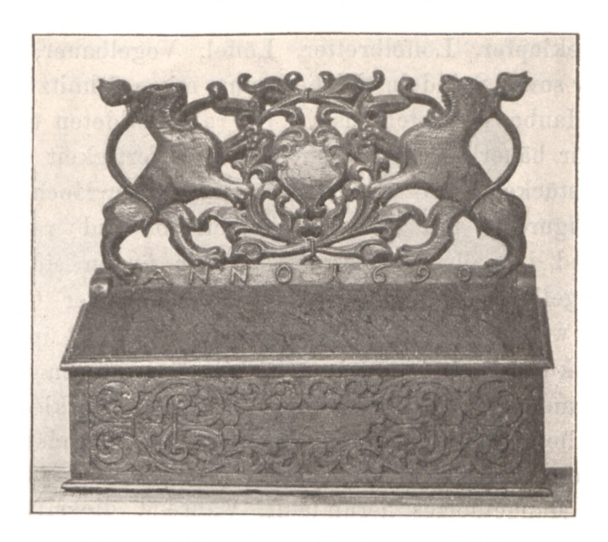


Abb. 12. Lichterkasten aus Schleswig-Holstein.

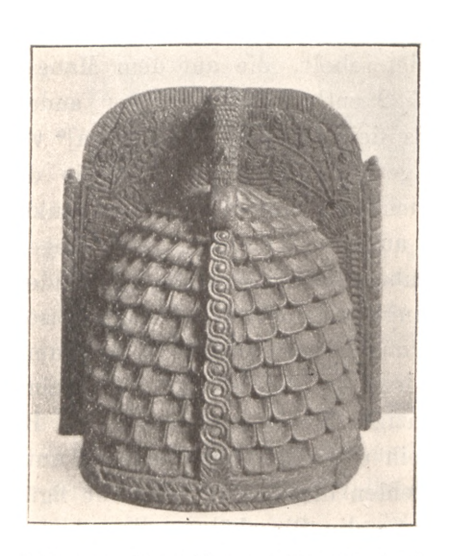


Abb. 13. Ofenstülpe aus Nordfriesland.

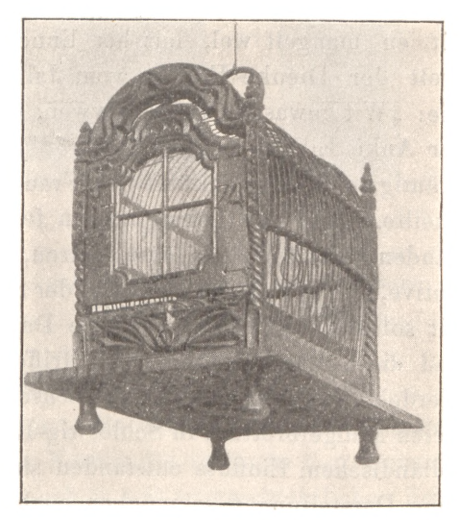


Abb. 14. Vogelbauer aus Nordfriesland.

und vollkommenste Illustration zu dem Grundsatz aller Bauernkunst, „dass die Aufgabe aller angewandten Kunst darin besteht, Gebrauchsgegenstände zu schmücken.“ Unnützen Zierrat, der nur um seiner selbst willen da ist, wird man in einem echten Bauernhause vergeblich suchen. Der Bauer betrieb in seinem Hausfleiss eine im besten Sinne angewandte

Kunst, die vorbildlich nicht nur in den Grundelementen ihrer Entstehung sondern auch darin war, dass sie die Ausschmückung stets in das richtige Verhältnis zur praktischen Brauchbarkeit sowie zur Eigenart des Materials stellte.

Die Zahl der so geschmückten häuslichen Gerätschaften war ausserordentlich gross. Wir finden dort neben verzierten Wiegen und Mangelhölzern Wäscheklopfer, Löffelbretter, Löffel, Vogelbauer, Knäulwickler und Knäulhalter sowie Spindeln, Webekämme mit geschnitzten Holzleisten, Feuerkieken, Haubenschachteln usw. Sie alle bildeten einen beliebten Tummelplatz für bäuerliche Phantasie und Handfertigkeit (Abb. 12—14).

Die Prunkstücke unter diesen Gerätschaften in Hochschnitzerei mit reliefartigen Figuren, mit Renaissancemotiven und reicher Spruchumrahmung sind im allgemeinen selten. Wir finden sie hauptsächlich unter den Mangelbrettern, die ein besonders beliebter Gegenstand für Brautgeschenke waren und infolgedessen nicht reich und üppig genug ausgeführt werden konnten. Sie wurden wohl in den meisten Fällen auf Bestellung von Handwerkern hergestellt und zeigen auf kleiner, schmaler Fläche eine Fülle von Motiven und Verzierungen. Meist ist die Verzierung in reicher Renaissanceschnitzerei gehalten, die rahmenartig um die Platte des Mangelholzes herumläuft, während die Mitte mit reicher figürlicher Darstellung geschmückt ist (Abb. 15—16). Zahlreiche persönliche Anspielungen sowie Sprüche sind mit dabei verwandt, die meistens eine gute Lehre für die junge Frau enthalten. Inschriften wie: „Wast wit en mangelt wel, leit het linnen niet rebel", die auf dem Mangelbrett der Dieuke Feckes vom Jahre 1722 enthalten war[1]) oder andere wie: „Wit gewassen, net gefovwen, dat is sieraet voor jonge vrov[en]" von der Anke Eiberts vom Jahre 1738[2]) zeigen die feinen Lehren, die der Bräutigam seiner zukünftigen Frau gleichzeitig mit diesen Geschenken erteilte. Biblische Darstellungen fehlen auch auf diesen profanen Gegenständen nicht. Allegorische Figuren, Glaube, Liebe, Gerechtigkeit, andere Motive, wie z. B. Jesus als Kind, der Schlange den Kopf zertretend, wechseln mit solchen, die mehr weltliche Darstellungen bevorzugen. Fast immer sind diese Mangelbretter mit Griffen versehen, die oft in Form eines Pferdekopfes oder fabelhafter fischschwänziger Wesen geschnitzt sind. Bei vielen Mangelbrettern in Schleswig-Holstein und Friesland, die mehr unter holländischem Einfluss entstanden sind, fehlen die Griffe. Ahnliche figürliche Darstellungen schmücken auch häufig die Blasebälge, die schon in ältesten Zeiten ein beliebtes Geschenk bildeten.

Die eben besprochenen häuslichen Gerätschaften bilden aber nur einen kleinen Teil gegenüber den vielen und vielerlei Arten von Ge-

1) Brinckmann a. a. O.: Wascht weiss und mangelt gut, so liegt das Linnen nicht rebellisch, d. i. unordentlich.

2) Brinckmann a. a. O.: Weiss gewaschen und nett gefaltet, das ist Zierde für junge Frauen.

brauchsgegenständen, die in der einfacheren Technik des Kerbschnittes gehalten sind. Diese sind gleichzeitig auch ein besonders interessantes und kulturgeschichtlich wertvolles Erzeugnis bäuerlichen Kunstsinns, weil sie eben weniger nach Vorbildern als nach eigener Phantasie entstanden sind. Die Technik des Kerbschnittes spielt in Niedersachsen, noch mehr in Schleswig und Friesland, eine so grosse Rolle, dass eine nähere Betrachtung seiner Entwicklung geboten erscheint.



Abb. 17. Mangelbrett aus dem 'Alten Lande', Hannover.

Abb. 15. Mangelbrett aus Holstein.

Abb. 16. Mangelbrett aus Schleswig-Holstein.

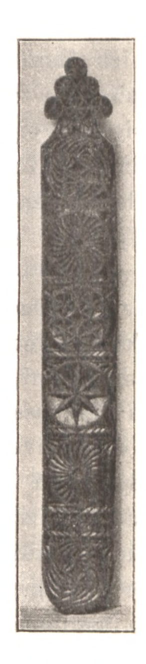


Abb. 18. Mangelbrett aus Schleswig-Holstein.

5. Kerbschnittarbeiten.

Der Kerbschnitt ist eine uralte Kunst, die in allen nordischen Ländern, in Schweden, Norwegen, Holland, der Normandie sowie in den deutschen Küstengebieten der Nord- und Ostsee schon seit vorgeschichtlichen Zeiten heimisch ist. Die verhältnismässig einfache Technik dieser Schnitzerei, die darin besteht, dreieckige oder rechteckige Vertiefungen in die glatte Holzfläche zu schneiden, liess die Kerbschnitzerei recht eigentlich zu einer Hauskunst werden.

Bei den zahlreichen Erzeugnissen in Kerbschnittarbeit, die uns aus niedersächsisch-friesischem Gebiet erhalten sind, handelt es sich in den meisten Fällen um Haus- und nicht um Handwerkskunst. Als eigentliche Träger

dieser Fertigkeit gelten die Schiffer und die uferbewohnende Bevölkerung, in deren Kreisen auch die Entwicklung der Kunst besonders glücklich gewesen ist. Der mehr häuslichen Anfertigung entspricht es auch, dass grössere Möbelstücke in Kerbschnittarbeit seltener sind. Es ist vor allem das Kleingerät, das damit geschmückt wurde, und wir finden unter den Resten dieses Hausfleisses alle diejenigen Dinge, welche in dem vorigen Abschnitt erwähnt waren (Abb. 17—18). Sehr interessant ist es, zu beobachten, zu welcher Fülle von Mustern diese an sich einfachen Formen zusammengestellt sind. Fast jede dieser häuslichen Gerätschaften hat eine Musterung, die anscheinend nur für diesen Gegenstand erfunden ist und sich ihm deshalb so wunderschön anpasst. Von den grossen, tiefgeschnittenen Formen der Mangelbretter, deren Sprüche besonders urwüchsig und eigenartig sind, bis zu den haarfein ausgeschnitzten Linien der winzigen Rosetten, die ein Wäscheklopfholz oder eine Garnwinde zieren, ist jedes dieser vielfachen Kerbschnittmuster eigenartig und interessant.

Eins der schönsten Erzeugnisse der volkstümlichen Kerbschnitzerei überhaupt ist ein Löffelbrett vom Jahre 1684 im Hamburger Museum, das von der schleswigschen Westküste stammt. Ausserordentlich schlicht in der Form, bietet die Anordnung der Rosetten, der Palmetten und des Flächenmusters einen Eindruck von wirklich künstlerischer Vollendung. Neben der äusserst genauen Ausführung erfreut uns bei diesen Mustern auch die naive Sicherheit, mit welcher der bäuerliche Künstler Motive hineingezogen hat, die eigentlich ausserhalb des Kerbschnittes liegen. Es sind dies z. B. stilisierte Blumen, die in abwechslungsreicher Schnitzart und vorzüglicher Stilisierung neue und reizende Motive den alten Mustern zufügen. Da diese kleineren, in Kerbschnitt ausgeführten Hausgeräte fast immer zu Geschenken, vornehmlich zu Brautgeschenken dienten, so bildete daneben das Herzmotiv in den verschiedensten Variationen ein beliebtes Ornament. Die eingeschnitzten Sprüche sind in derselben Technik gearbeitet, so dass die Schrift nicht wie bei den andern Gegenständen erhaben steht, sondern vertieft ist. Bemerkenswert besonders an den niedersächsischen und friesischen Kerbschnittarbeiten ist der ausserordentlich flache Schnitt, der breite Stege zwischen den Vertiefungen stehen lässt, eine Schnitzart, von welcher der heutige Kerbschnitt wesentlich abweicht. Diese verhältnismässig flache Schnitzerei hatte ihre Ursache wohl in der harten Holzart, denn auch bei dem Kleingerät kam in erster Linie Eichenholz in Betracht. Sehr selten und nicht immer zum Vorteil des Gesamteindruckes finden wir mit diesem Kerbschnitt bildliche Darstellungen in Flachrelief oder Rillenarbeit vereinigt. Sie wirken im Vergleich mit der technisch und künstlerisch vollendeten Kerbschnitzerei ziemlich roh und mangelhaft in der Ausführung.

Zahl und Art der Gegenstände in Kerbschnitzerei ist so gross und vielseitig, wie sie ein weitverzweigter häuslicher Betrieb eben braucht.

Ihre Herstellung lässt sich bis ins 19. Jahrhundert hinein verfolgen und ist, wenn auch nicht mehr in dem früheren Maße, auch heute noch in den Küstenländern zu finden. Leider hat sich mit der Technik nicht auch die gesunde Auffassung früherer Zeiten vererbt, in denen ausschliesslich Gebrauchsgegenstände verziert wurden. Die heutige Hausfrau, auch in Niedersachsen und Nordfriesland, arbeitet meist mit fabrikmässig hergestelltem Hausgerät; Schnitzarbeit, soweit sie noch betrieben wird, beschränkt sich auf blosse Ziergegenstände, Photographierahmen, Lampenteller u. dgl. und ist so eigentlich ihres künstlerischen und wertvollen Gehalts entkleidet worden.

Es wäre wünschenswert, dass das neuerwachte Interesse weiter Kreise für die Erzeugnisse der Volkskunst sich diesem noch so frischen und lebendigen Zweige zuwendete. Wird auch für die Neubelebung dieses Kunstzweiges durch Unterricht in den Schulen usw. viel getan, so bleibt doch noch viel zu tun übrig. Denn nicht die Erlernung der Technik allein bildet den Ansatz zu neuer fruchtbringender Entwicklung. Der Geist der alten Volkskunst, der sich in der niedersächsisch-friesischen Holzschnitzkunst wiederspiegelt, muss von neuem geweckt werden. Jenes gesunde natürliche Empfinden für das, was echt, zweckentsprechend und deshalb schön ist, finden wir in diesem kleinen Zweige einer alten Volkskunst so reich und voll entfaltet wie in dem ganzen Gebiet volkstümlicher Kunst überhaupt. Denn jeder kleinste Teil hat sich nach denselben gesunden künstlerischen Prinzipien wie das Ganze entwickelt. So zeigt auch das kleine Gebiet niedersächsisch-friesischer Holzgeräte all die künstlerischen und kulturellen Eigentümlichkeiten der Volksschicht, aus der sie erwuchsen, deren Lebensbedingungen bestimmend für ihre Entstehung waren und deren Geschmack und Fertigkeit sie wiederspiegeln.

Stettin.

Das Brennmaterial der nordfriesischen Halligen.

Von **Karl Häberlin.**

(Mit sechs Abbildungen.)

Wie in allen holzarmen Ländern wird auch auf den Halligen als Brennmaterial der Mist der Haustiere benutzt[1]). Der in der Mistgrube den Winter über angesammelte Kuhmist wird gegen Ende April auf die gereinigte, mit einer dünnen Lage Heu bedeckte Werftböschung gekarrt (Abb. 1), dort zu einer gleichmässigen Schicht ausgebreitet (Abb. 2), deren Dicke durch Einstecken des Zeigefingers bis zum zweiten Glied kontrolliert

1) Vgl. hierzu meine Aufsätze Zs. d. V. f. Vkde. 22, 369 und Globus 89.



Abb. 1. Auskarren des Mistes aus der Grube.



Abb. 2. Ausbreiten auf der Werftböschung.



Abb. 3. Kneten mit den Füssen.

Abb. 4. Glattklopfen des Mistes.

wird. Alsdann wird er mit den Füssen geknetet ('tribbeln') (Abb. 3), dabei müssen über den Stiefeln dicke Socken getragen werden, um eine gleichmässige Durchmischung zu erzielen. Darauf wird er, ebenfalls mit den Füssen, glatt geklopft ('patjen'), wobei sich die Arbeitenden auf einen Stab oder eine Hacke stützen und mit dem einen freien Fuss aufklatschen (Abb. 4). Rechts oben sieht man das Abstechen der Schicht in einzelne Stücke mittels des 'Deëprakers' (älter: 'Baoliskaofel'), einer besonderen breiten Holzschaufel mit schmaler Metallschneide. — Dieses Abstechen kann aber erst nach dem Trocknen der Schicht erfolgen, was im besten Falle vier bis fünf Tage dauert. Abb. 5 zeigt die schön ausgebreitete Mistschicht, die lebhaft an Reuters: 'Decke von Samft' erinnert. Nach dem Trocknen, dessen richtiger Grad daran erkannt wird, dass ein kleines Kind ohne einzusinken über die Schicht gehen kann, findet das Abstechen statt, dann das Wenden der einzelnen Stücke, schliesslich Fortsetzung des Trocknens in hochkantgestellten Reihen (Abb. 6). Auf dieser Abbildung sieht man im Vordergrunde runde, dünne Scheiben, die 'Skualen'. Wenn nämlich die Mistgrube im April entleert ist, so ergibt sich von dem erst am 12. Mai (Altmai) auf die Weide getriebenen Vieh noch eine gewisse Menge Mist. Dieser wird unmittelbar aufs Werftland gebracht, mit der Schaufel aus der Karre in getrennten Haufen aufs Land geworfen und dort mit einem Reiserbesen flach geschlagen; so entstehen rundliche Scheiben von 1 *cm* Dicke und 20 *cm* Durchmesser. Links im Vordergrunde sieht man diese Skualen zum Weitertrocknen in Geldrollenform hochkantgestellt. Ausserdem wird noch der auf dem Weidland gesammelte Kuh- und Schafdünger ('Niocks'- und 'Skepelörde') getrocknet und wie die Skualen hauptsächlich beim Feueranzünden verwendet. — Eine weitere Form von Brennmaterial ist der 'Mood', d. h. Mist von im Stall stehenden Schafen, der vermischt mit dem als Streu dienenden schlechten Heu eine lose, bröcklige Masse bildet und so verwandt wird.

Lorenz Lorenzen (Camerer, hist. polit. Nachr. II) schildert 1749 die Feuerungsbereitung auf den Halligen eingehend: „Weil wir den Kuhmist s. v. zum Düngen ja nicht gebrauchen, so bereiten und bearbeiten wir denselben auf mancherlei Art, bis er geschickt ist, sich zur Feuerung gebrauchen zu lassen.“ Aus der völligen Übereinstimmung des damaligen Vorgehens mit dem heutigen zeigt sich, dass die Jahrhunderte spurlos an solchen Verrichtungen vorbeigehen.

Neben der Mistfeuerung wurde früher auch eine solche aus 'Salztorf' gebraucht. Dieser wurde bei Ebbe auf dem Watt gegraben, wo man ihn auch jetzt noch reichlich findet. Es ist der untergegangene, vertorfte Grasboden früheren Halliglandes (nicht marinen Ursprungs, wie oft angenommen wird). Seine Gewinnung war schwere Arbeit, und es dauerte lange, bis er gebrauchsfähig war, da er tüchtig ausregnen musste; auch gab er übelriechenden Rauch.



Abb. 5. Zum Trocknen ausgebreitete Mistschicht.



Abb. 6. Trocknen der Deë in Reihen. (Im Vordergrunde Skualen.)

(Meinem Aufsatz 'Die Halligwohnstätte' im 4. Heft des 22. Jahrgangs der Zeitschrift für Volkskunde trage ich noch nach: Seither hat eine Werft der Hallig Nordmarsch ihr Land mit einem 'Sommerdeich' umgeben, so dass nur hohe Fluten es unter Wasser setzen. Der Grasertrag ist dadurch um das Zwei- bis Vierfache gestiegen; dies sommerbedeichte Land ist nicht mehr Kommunalbesitz, sondern aufgeteilt.)

Wyk auf Föhr.

Volkstümliche Mittel in der modernen Medizin[1]).

Von **Carl Posner.**

Meine Damen und Herren! Ich bitte um die Erlaubnis, eine ganz persönliche Reminiszenz zum Ausgangspunkt meiner Betrachtung wählen zu dürfen: Es sind jetzt 36 Jahre her, dass ich mich mit zwei befreundeten Kollegen im medizinischen Staatsexamen befand. Unser unvergesslicher Lehrer, der grosse Kliniker Kussmaul, der uns im übrigen mit väterlichem Wohlwollen behandelte, wünschte von dem einen von uns zu wissen, wie man einen bekannten Tee gegen eine bestimmte Krankheit verschreiben müsse; da die Antwort etwas zögernd herauskam, sagte er in seinem behaglichen alemannischen Dialekt: 'Aber das ist doch ganz einfach, da nehmen Sie die Beeren vom Wacholder und Wurzeln von Eibisch, vom Liebstöckel und von der Hauhechel.' Nun war die Not erst gross — dass unser guter Eibisch auf lateinisch Althaea heisst, dass der Wacholder auch den vornehmen Namen Juniperus führt, das brachten wir allenfalls noch zusammen — aber Liebstöckel und gar Hauhechel? Erst nach mancherlei Raten und Kombinieren erfassten wir, dass in der Sprache unserer Rezeptur das erstere Levisticum, das zweite Ononis laute, und als wir unsern Tee nun glücklich latinisiert hatten, bekam er plötzlich ein ganz bekanntes Gesicht, und wir waren nach diesem Schreck wieder im richtigen Fahrwasser.

Die kleine Geschichte entbehrt vielleicht nicht ganz einer allgemeinen Bedeutung. Ich will zunächst noch gar nicht davon sprechen, dass wir wohl in eine noch grössere Verlegenheit geraten wären, wenn wir über die Beschaffenheit der genannten Pflanzen selbst aus eigener Anschauung etwas hätten sagen sollen. Weit bemerkenswerter erscheint mir, dass zwar die lateinische Formel uns leidlich geläufig war, dass wir aber — und ich denke, dass das gar nicht an einem persönlichen Manko, sondern an einer ganz verbreiteten Geistesrichtung lag — sie in gar keine Beziehung zu ihrem wirklichen Inhalt zu setzen vermochten. Unserm alten

1) Als Vortrag im Verein für Volkskunde am 28. Februar 1913 gehalten.

Kussmaul, der auf dem Lande aufgewachsen war und der einen grossen Teil seiner ärztlichen Lehrjahre auf dem Lande verbracht hatte, dem waren all die zahllosen Kräuter ganz genau bekannt und völlig vertraut, uns Stadtkindern waren sie Buchweisheit, höchstens, dass wir sie vielleicht einmal im Kolleg gesehen hatten; er stand noch in inniger Berührung mit dem Volke und seinen Anschauungen, wir hatten schon nicht mehr den Begriff der lebendigen Pflanze, sondern nur noch den der toten und unter totem Namen im Schrank des Apothekers lagernden Droge.

Was so vor 36 Jahren den Staatsexaminanden passieren konnte, dürfte wohl auch heut noch sich ziemlich ähnlich zutragen. Ja, sogar — ich möchte annehmen, dass sich seither das Bewusstsein des inneren Zusammenhanges zwischen dem, was die Natur uns bietet und dem, was der Arzt verschreibt, noch etwas mehr verwischt hat. Denn inzwischen sind in die Medizin seitens der hochentwickelten chemischen Industrie erst alle die auf -in oder -on endenden Mittel eingeführt, die man jetzt einfach in Form eleganter Tabletten anfertigt und die überhaupt eine besondere schriftliche Rezeptur gar nicht mehr verlangen. Schon der Laie weiss, dass er sich bei rheumatischen Leiden Aspirin, bei Kopfschmerzen Pyramidon kaufen kann; und auch mancher Arzt ist geneigt, diese Präparate gleichsam als etwas Gegebenes hinzunehmen, ohne sich Rechenschaft über ihr Wesen und namentlich über ihren Ursprung abzulegen.

Anders, wer gewohnt ist, die Dinge historisch zu betrachten und ihrem Werden nachzugehen. Ihm muss daran liegen, die scheinbar so tiefe Kluft auszufüllen, die zwischen der modernen Heilkunde und ihren ältesten Anfängen gähnt. Wo diese zu suchen sind, weiss ein jeder, der sich nur flüchtig mit der Geschichte der Medizin befasst hat; er weiss, dass hier zweierlei Wurzeln zu unterscheiden sind — eine, die auf das Priestertum zurückführt, — eine, die in den urerworbenen Kenntnissen der Hirten, Jäger und klugen Frauen zu finden ist. Die erstere mag hier zunächst ausser Betracht bleiben. Was die Priesterin Apollos im Heiligtum zu Delphi orakelte, was der Schamane in Borneo oder am Orinoko, was der Medizinmann der Nordamerikaner an Zauberkünsten trieb, ist an sich für die wissenschaftliche Medizin unfruchtbar geblieben; ihre angeblichen Heilerfolge stehen auf gleicher Stufe mit den Wundern, welche noch heutigen Tages das Besprechen der Dorfklugen, die Reliquie eines Heiligen oder die Fernwirkung des Gebetes hervorbringen soll — Wunder, die sich durch die gewaltige Kraft der Phantasie, durch die erhöhte Tätigkeit des gesamten Nervensystems erklären. Man bezeichnet dies heut mit dem Schlagwort 'Suggestion', worunter annähernd dasselbe zu verstehen ist, was Kant unter der Macht des Gemütes körperlichen Leiden gegenüber begriffen wissen wollte. Niemand wird diese Wirkungen ganz leugnen; auch der Arzt wird von ihnen hie und da den geeigneten Gebrauch machen — dem eigentlichen Wesen der Heilkunde, die sich

bemüht, die Krankheitsbedingungen zu ergründen, die Krankheitserreger selber zu treffen oder ihre schädlichen Einflüsse auf unsern Organismus zu verhindern, sind sie fremd.

Mindere Skepsis aber ist am Platze gegenüber der Summe von Erfahrungstatsachen, welche die Naturvölker eben aus diesem steten Umgang mit der Natur selbst gewonnen haben. Wie sie zu den Erkenntnissen im Einzelfall gekommen sind — wer mag das nachweisen wollen! Ob die Beobachtung am Tier, ob die zufällige Erkenntnis einer günstigen Wirkung auf Pfeilwunden und Verletzungen den ersten Anlass gab, ob sie etwa aus dem Auftreten von Vergiftungserscheinungen schon den weiteren Schluss zogen, dass, was in grosser Menge schadet, in kleiner Gabe vielleicht nützt — es verlohnt kaum, darüber zu grübeln. Genug, dass, wo überhaupt eine Kenntnis vom Zustande eines Urvolkes erhalten, sich auch bereits eine grosse Zahl von Heilmitteln vorfindet — oft freilich auch hier mit allerlei mystischem Zauber in der Anwendung verquickt, so dass es nicht immer leicht fällt, wirkliche Empirie, Aberglauben und Betrug auseinanderzukennen.

Namentlich begegnet uns hierbei oft eine Vermischung getrennter Tätigkeiten insofern, als die Priester die Errungenschaften der eigentlichen Volksmedizin dann aufnehmen und verarbeiten, wie dies z. B. in Griechenland bei den Asklepiadeen, im frühen Mittelalter beim Orden des heiligen Benedictus der Fall war, so dass dann sogar aus dieser zwiefachen Wurzel eine wissenschaftliche Heilkunde sich ergibt.

In diesem ganzen Vorstellungskreise spielt das Pflanzenreich — Kräuter, Blätter, Früchte und Wurzelwerk — die Hauptrolle; ist doch auch heut noch der Kräuterladen oder die Kräuterbude — z. B. in Schlesien — eine Quelle, aus der das Volk lieber als aus der Apotheke selbst seine Heilmittel bezieht. Wenn ich, um dem Einfluss dieser alten Überlieferungen auf die moderne Medizin nachzugehen, dabei nicht an unsere einheimischen, sondern an exotische Pflanzen anknüpfe, so leitet mich ein zwiefacher Grund. Einmal ist es ja verständlich, dass der fruchtbare Boden der Mittelmeerländer und der Subtropen gar manches hervorbringt, was unserm rauheren Klima fremd war, so dass also erst mit der Herstellung besserer Handelsbeziehungen oder mit der Entdeckung ungekannter Länder bei uns Produkte eingeführt wurden, die eine überraschende Bereicherung unseres Arzneischatzes bedeuteten. Dann aber, und vor allem, gewährt uns die Verfolgung dieser Dinge den Vorteil, dass wir, wenigstens von einem gegebenen Moment an, mit ganz bestimmten, historisch fixierten Daten rechnen können. Beispiele werden am besten zeigen, was ich hier meine.

Es gibt wenige Krankheiten, an denen sich eine Heilwirkung so sicher verfolgen lässt, wie am Wechselfieber. Freilich kennen wir ja dessen eigentliches Wesen erst seit wenigen Jahren, erst seitdem der

französische Kolonialarzt Laveran uns mit den eigentümlichen, im Blut hausenden Parasiten bekannt gemacht hat, erst seitdem wir durch Robert Koch u. a. die Wege der Infektion, namentlich die verhängnisvolle Rolle des Stichs gewisser Mückenarten, zu verfolgen gelernt haben. Die Erscheinungen der Krankheit aber sind so prägnant, ihr Verlauf mit seinen regelmässigen Intervallen so typisch, dass auch der Laie sie meist leicht erkennen und nach Darreichung eines bestimmten Mittels übersehen kann, ob Heilung eingetreten ist oder nicht. Diese Krankheit war in Europa, namentlich im Süden, schon seit undenklichen Zeiten heimisch, und vielerlei Mittel waren dagegen probiert, so vor allem auch Zaubermittel, wie z. B. das Einritzen mystischer Worte wie Abra, Fara, Sacra in Mandelkerne, die gegessen wurden. Da fügte es sich, dass im Jahre 1638 die Gattin des spanischen Ministerresidenten Grafen del Chinchon in Peru schwer erkrankte. Ihre Ärzte konnten ihr nicht helfen, aber man brachte ihr Kunde von einem, freilich nicht in Peru selbst, sondern in Lima gebrauchten, auch bereits von Jesuiten-Missionaren dort erprobten Volksmittel, welches sie in der Not versuchte, und zwar mit glänzendem Erfolge. Man gab ihr die Abkochung der Rinde eines dort wachsenden Strauchs, die man Kina (Quina), d. h. Rinde schlechthin, oder, als besonders rühmenswert, Kina-Kina, gute Rinde nannte und die später bei uns die italienische Schreibweise China erhielt, woraus dann leider eine falsche Aussprache und vielfach auch eine falsche Vorstellung resultierte, die diesen Strauch mit dem Himmlischen Reich in Beziehung brachte. Die genannte Gräfin brachte die Droge durch ihren Leibarzt Juan del Vego nach Europa, wo ihre Heilkraft von spanischen Ärzten, besonders von gelehrten Jesuiten, nachgeprüft und bestätigt wurde. Und seither erfreut sich die Rinde des Kinastrauchs, dem Linné der erlauchten Patientin zu Ehren den Namen Chinchona erteilte, der unbedingten Wertschätzung bei Ärzten und Laien. Lange Zeit ist Mittelamerika eine bevorzugte Produktionsstätte des Mittels geblieben; da aber dort mit dem kostbaren Material vielfach Raubbau getrieben wurde, so entschloss sich die holländische Regierung zu einer Verpflanzung nach Java, von wo dann der Baum auch nach dem englischen Indien importiert wurde; von dort beziehen wir heute den notwendigen Bedarf.

Sehr interessant sind nun gerade bei diesem Mittel die ferneren Schicksale. Die vorschreitende analytische Chemie hatte es lange schon darauf abgesehen, aus dem Rohprodukt der Natur die eigentlich wirksame Substanz zu isolieren. Bis zu einem gewissen Grade handelt ja schon die Volksmedizin so, wenn sie ihre Tees und Abkochungen herstellt, — es ist klar, dass auch hierbei nur gewisse Stoffe sich lösen und in den darzureichenden Trank übergehen. Aber das ist doch nur eine unvollkommene Methode: das Ziel der Chemiker war, diese Stoffe in voller Reinheit, als kristallinische, wohlcharakterisierte Körper oder Verbindungen

darzustellen. Dies Ziel wurde zuerst nicht an der Chinarinde, sondern an einem andern, viel länger bekannten pflanzlichen Produkt erreicht: an dem eingedickten Saft, den die Mohnblume, besonders reich und wirksam in Kleinasien, liefert — dem Opium. Seine berauschende und schlafmachende Eigenschaft gehört zu den ältesten volkstümlich verwerteten Gift- und auch Heilkräften. An ihm hat die Chemie ihren ersten grossen Triumph vor jetzt nahezu hundert Jahren gefeiert, als es einem Apotheker in Einbeck namens Sertürner (1816) glückte, hieraus einen kristallinischen Körper, den er Morphin nannte, herzustellen. Das Morphin erwies sich nicht als der einzige im Opium enthaltene wirksame Stoff, vielmehr sind nach und nach ungefähr 20 solcher Körper, die man als 'Alkaloide' bezeichnet, dargestellt worden, darunter einige, die wegen bestimmter, vom Morphin unterschiedener Wirkungen auch in den Arzneischatz übergegangen sind — so das Codein, Thebain, Heroin u. a. Dabei hat das Opium selber doch seine hervorragende Stellung beibehalten; ja, neuerdings hat man sogar wieder aus den vorzüglichsten, isolierten Alkaloiden ein Gemisch hergestellt, das Pantopon, welches nun gewissermassen wieder eine Rückkehr zum Natur- oder Ausgangsprodukt bedeutet.

Ich komme auf die China zurück. Auch bei ihr ist im Anfang des 19. Jahrhunderts die Isolierung wirksamer Substanzen geglückt — jedermann kennt das Chinin, welches die Heilkräfte gegen das Fieber, insbesondere gegen das Wechselfieber, sozusagen in potenzierter Form enthält. Wiederum war dies nicht das einzige Alkaloid, vielmehr sind noch eine ganze Reihe anderer dargestellt, das Chinoidin, das Cinchonin und, um die Sprachverwirrung vollkommen zu machen, auch ein Conchinin. Das Chinin aber hat seinen souveränen Rang behauptet. Nun war man aber früher vielfach gezwungen, nach Ersatzmitteln zu suchen: teils nötigte der früher sehr hohe Preis dazu, teils auch, merkwürdigerweise, politische Gründe: als Napoleon die Kontinentalsperre verhängt hatte, war der Import nach Europa völlig unterbunden. Man griff auf ein altes Volksmittel zurück, die Rinde der bei uns einheimischen Weide (Salix). In der Volksmedizin spielt diese eine Rolle insofern, als man hier und da riet, Gebrauchsgegenstände des Kranken in ein Bohrloch einer Weide zu verstecken, um so die Krankheit dort zu 'verpflocken'. Aber auch innerlich wurden Weidenblätter genommen, allerdings mit mystischem Zauber verquickt, indem 99 Blätter von ebensoviel Bäumen getrocknet und in Form eines Pulvers in drei Teilen verschluckt werden sollten. Auch 72 mal um eine Weide herumgehen unter Absingung des Verses: 'Wind dich, Widl, wind dich, Fieber sind 72, das Fieber, dös ih han, dös häng ih dran' wird in Österreich empfohlen. Dass die Weidenrinde aber wirklich einen fieberwidrigen Stoff enthalte, war lange bekannt, und nicht nur bei uns, auch Forschungsreisende, die in Länder kamen, in denen sie von der China keinen Gebrauch machen konnten, bedienten sich dieses Surrogats

nicht ohne Erfolg. Es wäre nun vielleicht, seitdem das Chinin allgemein zugänglich geworden, allmählich in Vergessenheit geraten, wäre man nicht von einem anderen Gedankengang her wieder auf die Weidenrindenpräparate geführt worden. Es war in den siebziger Jahren, zur Zeit, als die Listersche Wundbehandlung ihren Siegeszug antrat, dass man darauf verfiel, an Stelle der ursprünglich benutzten, von ungünstigen Nebenwirkungen nicht freien Karbolsäure minder giftige Stoffe zu versuchen. Der chemischen Konstitution nach stand ihr die aus Weidenrinde zu gewinnende Salizylsäure nicht fern, und nun glückte es dem Leipziger Chemiker Kolbe, diesen Körper aus seinen Elementen synthetisch darzustellen. Alsbald wurde die jetzt billig fabrizierte Salizylsäure wieder auf ihre von alters her ihr nachgerühmten Eigenschaften hin in grossem Massstabe geprüft, und es ergab sich, dass sie wirklich in mancherlei Hinsicht nicht bloss mit dem erwähnten Karbol sondern auch mit dem Chinin rivalisieren konnte. Und nachdem man dies einmal von der Salizylsäure selbst festgestellt hatte, ging die experimentelle Pharmakologie noch einen Schritt weiter: man dachte sich, dass im chemischen Bau dieser wohlcharakterisierten Körper der sog. aromatischen Reihe der Schlüssel zu ihrer Wirkung liegen möge und machte sich nun daran, ähnliche Körper mit geringen Modifikationen herzustellen; und genau derselbe Weg wurde dann auch dem Chinin oder vielmehr dem ähnlich gebauten, künstlich darstellbaren Chinolin gegenüber eingeschlagen; alle die bekannten Produkte der chemischen Industrie — Kairin, Thallin, Antipyrin, Antifebrin, Aspirin, Pyramidon usw. usw. — sind so entstanden; und wir sind damit dann am Ende einer ununterbrochenen Entwicklung angelangt, deren Ursprünge auf den Chinabaum der Mittelamerikaner einerseits, auf die Rinde unserer deutschen Weide andererseits zurückreichen.

Ich darf kurz noch ein weiteres Beispiel heranziehen. Schon vor vielen Jahren berichteten Reisende, dass die Einwohner von Peru und Bolivien sich der Blätter eines dort heimischen Strauches, der Coca, (Erythroxylon coca) als eines Anregungsmittels bedienen: sie kauen dieselben, um z. B. auf Märschen Anstrengungen besser ertragen zu können. Es dauerte lange, bis man aus dieser volkstümlichen Erfahrung medizinische Konsequenzen zog, und hier bewegten diese sich in einer ganz anderen Richtung, als sie durch diese Erfahrung gewiesen war. Beim Nachprüfen der durch das Kauen der Blätter hervorgerufenen Wirkungen fiel es v. Scherzer (1857) auf, dass das Gefühl der Zunge sich abstumpfte; als dann ein paar Jahre später das Alkaloid Cocain chemisch rein dargestellt war, wurde gerade dieser Wirkung näher nachgeforscht; und insbesondere seit im Jahre 1874 Keller nachgewiesen hatte, dass das Cocain in der Tat die Empfindungsnerven, namentlich am Auge, völlig lähmt, begann dieses Mittel seinen Siegeslauf und hat seither bei zahllosen Operationen hier sowohl wie z. B. im Kehlkopf den Patienten Schmerzen erspart und sie vor den

Unannehmlichkeiten einer allgemeinen Narkose bewahrt. Nun aber geht die Analogie mit den bisher erwähnten Mitteln weiter, es gelang die künstliche Darstellung und damit dann auch die Fabrikation von ähnlichen Körpern (Eucain, Alypin) mit ähnlichen Wirkungen, aber weniger gefährlich, — noch heut erhalten wir täglich Kunde von neuen Mitteln der Art, bei denen man tatsächlich die schmerzstillende Wirkung aus der chemischen Zusammensetzung voraussagen kann.

Waren es bei den bisher besprochenen Mitteln wesentlich Heil- oder Erquickungswirkungen, an die man anknüpfte, so wurden bei manchen anderen die Beobachtungen von Vergiftungen der Ausgangspunkt. Und da spielte dann oftmals der Zufall eine ganz erhebliche Rolle. So wächst — um zunächst bei den exotischen Pflanzen zu bleiben, deren wissenschaftliche Geschichte völlig klar liegt — in Calabar, an der Westküste Afrikas, nahe der Nigermündung, ein Strauch, dessen bohnenähnliche Samen (die Calabarbohnen) von den Eingeborenen zu einer Art Gottesgericht benutzt wurden: man gab sie Angeklagten zu verschlucken; wer unschuldig war, gab sie alsbald wieder von sich und kam mit dem Leben davon, der Schuldige erlag unter schweren Vergiftungserscheinungen. Dies war lange bekannt, ohne indes in Europa sonderlich beachtet zu werden, da ereignete es sich im Jahre 1846, dass im Hafen von Liverpool spielende Kinder solche Bohnen fanden und verzehrten, die zufällig unter die Ladung eines aus Afrika kommenden Schiffes geraten waren. Diese Massenvergiftung (45 Fälle) gab dann Anlass, sich mit der Sache näher zu beschäftigen; allmählich gelang es auch hier, das wirksame Prinzip zu isolieren, — es ist das Physostigmin oder Eserin, welches in der Augenheilkunde als pupillenverengendes Mittel Anwendung findet.

Ihm gegenüber steht, als Antagonist, ein Medikament, dessen Gebrauch ebenfalls im letzten Grunde auf eine Giftwirkung zurückführt, das Atropin. Es entstammt der Tollkirsche, deren botanischer Name, Atropa belladonna, bereits einiges von ihren Eigenschaften ahnen lässt, denn Atropa soll an die Parze Atropos erinnern, deren Scheere den Lebensfaden abkürzt, den Beinamen Belladonna aber hat sie daher, dass ihr Gebrauch in kleinen Gaben dem Auge einen schwarzen Glanz verleiht, eine Wirkung, die schon im alten, mehr noch im mittelalterlichen Rom zu den Toilettengeheimnissen der eleganten Welt gehörte. Die Wissenschaft hat dann festgestellt, dass diese Schwärze auf einer Erweiterung der Pupille beruht, und diese ist dann in der Augenheilkunde zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel geworden.

Wir sind damit wieder in den Bereich der bei uns wachsenden Pflanzen eingerückt; und hier, wo wir auch zugreifen mögen, wiederholen sich immer ganz analoge Erscheinungen, nur, dass wir die ersten Anfänge nicht zu verfolgen vermögen. Jedermann weiss, dass unter den bei Herz-

leiden gebrauchten Medikamenten die Digitalis, der Fingerhut, den ersten Rang einnimmt. Woher stammt seine Anwendung? Dass man die Pflanze schon früher kannte und wie heut benannte, soll schon aus einem Verse Walters von der Vogelweide (1210) hervorgehen; aber erst 1542 geschieht des Volksmittels zum ersten Male Erwähnung in der wissenschaftlichen Medizin, und viel später begegnen wir auch hier den Versuchen, die wirksamen Stoffe isoliert darzustellen.

Über so manche dieser Heilpflanzen empfangen wir die ersten Nachrichten aus den Schriften der schon erwähnten Benediktinerklöster, in denen die Volkserfahrung niedergelegt erscheint; schon im 9. Jahrhundert rühmt hier Abt Walafridus Strabo von Reichenau die Wirkungen all dessen, was sein 'hortulus' hervorbringt, und besonders reich ist an Hinweisen der Art das berühmte Gedicht, welches die Mönche von Salerno um 1100 für den Herzog Robert von der Normandie, den Sohn Wilhelms des Eroberers, als eine Art von medizinisch-diätetischen Vademecum verfassten. Da begegnen uns viele heute noch verwertete Kräuter, auch das Liebstöckel, welches ich eingangs erwähnte, kommt dort schon vor; manches freilich auch, was inzwischen völlig von der Bildfläche verschwunden oder doch seines Nimbus entkleidet ist, wie z. B. die früher als Allheilmittel geltende Salbei, von der sich ein Mönchsgedicht wundert, 'cur moriatur homo cui salvia crescit in horto', oder die Salernitaner Regel (in einer alten Übersetzung) sagt:

> Der salvie mit der rawte safft
> Geben deinem trancke gute crafft.

Sehr anschaulich schildert uns Shakespeare solchen Klostergarten in jener bekannten Szene in Romeo und Julia, wo der Bruder Lorenzo am frühen Morgen die Kräuter sammelt, aus denen er z. B. auch den wundersamen Schlaftrunk für Julia bereitet:

> Eh höher nun die Sonn' ihr glühend Haupt erhebt,
> Den Tau der Nacht verzehrt und neu die Welt belebt,
> Muss ich dies Körbchen hier voll Kraut und Blumen lesen,
> Voll Pflanzen giftger Art und diensam zum Genesen . . . .
> An vielen Tugenden sind viele drunter reich,
> Ganz ohne Wert nicht eins, doch keins dem andern gleich.
> O, grosse Kräfte sind's, weiss man sie gut zu pflegen,
> Die Pflanzen, Kräuter, Stein' in ihrem Innern hegen!

Nicht eben selten ist dabei die Volksmedizin der Wissenschaft weit vorausgeeilt und hat instinktiv das Richtige getroffen. Eines der merkwürdigsten Beispiele dieser Art betrifft ein Mittel, dem man von vornherein einen solchen Ursprung nicht zutrauen sollte, — das jetzt so vielfach angewandte Jod. Schon lange wurden aus Algen und Seetang Aufgüsse hergestellt, welche sich z. B. gegen Kropf als wirksam erwiesen, aber erst im Jahre 1811 wurde in ihnen das Element Jod entdeckt

und 1820 durch einen Genfer Arzt, Dr. Cointet, in die Praxis eingeführt; noch 1822 galt aber das Jod als etwas so Merkwürdiges, dass Goethe, wie Eckermann erzählt, in einer Abendgesellschaft etwas davon herbeibringen liess und es an der Flamme einer Wachskerze verflüchtigte, um seine Gäste durch den veilchenfarbenen Dunst zu ergötzen.

Weniger ausgiebig ist unsere Ausbeute auf mineralogischem Gebiete. Wohl spielen Steine als Talismane eine grosse Rolle, aber wer vermöchte irgendeine verständliche Ursache dafür anzugeben, dass man z. B. dem Saphir eine Heilkraft gegen Fieber, dem Achat ganz allgemein einen Schutz der Gesundheit zuschrieb, dass man vom Sardonyx annahm, er sichere die eheliche Treue? Wenn die Japaner glauben, Beryll oder Bergkristall sei heilsam für Augenleiden, so wird man darin wahrscheinlich eine Beziehung zu Brillengläsern suchen dürfen. Und doch, auch hier erscheint gelegentlich ein merkwürdiger Lichtstrahl exakter Erfahrung. Man erzählt, dass die Einwohner von Joachimsthal i. B. schon lange gewöhnt sind, sich bei Kopfschmerzen ein Säckchen voll Erde vor die Stirn zu legen, — und nun erfahren wir, dass diese Erde Radium enthält, und sehen also hier eine Vorahnung der allermodernsten Therapie!

Interessanter noch ist es vielleicht, die Behandlungsmethode ins Auge zu fassen, die wir als Organotherapie zu bezeichnen pflegen und die darauf abzielt, zugrunde gegangene oder geschädigte Organe des Menschen durch Verfütterung entsprechender vom Tiere zu ersetzen oder zu stärken. Hans Horst Meyer hat bereits darauf hingewiesen, wie alt die hier zugrunde liegenden Vorstellungen sind. Schon wenn wir das Muskelfleisch von Schlachttieren geniessen und uns davon eine besondere Kräftigung versprechen oder wenn in Spanien die Organe des eben getöteten Kampfstieres unmittelbar verkauft und noch halb roh verzehrt werden, treffen wir auf diesen Ideengang. Auch die alte Sitte der Blutsbrüderschaft dürfte hier wurzeln, und sogar der Kannibalismus wird gelegentlich durch die Annahme zu erklären sein, dass der Sieger auf diese Weise etwas von der Kraft und Stärke des überwundenen Gegners in sich aufzunehmen hofft. Das dem Armen Heinrich zur Heilung seines Aussatzes dargebrachte Blutopfer gehört hierher. Ebenso ist das Auflegen lebender Tiere — wenn auch in umgekehrtem Sinne, durch Abziehen der Krankheit — im Sinne einer solchen Wechselwirkung aufzufassen; selbst Kussmaul erzählt solche Beobachtungen, in denen lebende Tauben Krämpfe bei hysterischen Damen und Kindern stillten. Und wer Kügelgens köstliche Jugenderinnerungen gelesen hat, wird sich der geheimen Kraft entsinnen, die der Pfarrer Roller dem Genuss pulverisierter Elstern gegen die Fallsucht oder Epilepsie zuschrieb.

In der Tat, wenn auch heutzutage einem Nierenkranken verordnet wird, Hammel- oder Kalbsnieren zu geniessen, wenn man die Behandlung der Epilepsie mit Lammshirn oder Tabletten aus solchem empfohlen findet

(ein Mittel, welches schon die alten Japaner anwandten), so sind dies dieselben ziemlich rohen Vorstellungen. Aber gerade die Organotherapie lässt uns erkennen, wie anders diese Methoden jetzt geprüft werden, aus ihr hat nur Stand gehalten, was die Kritik des klinischen und des Laboratoriumsversuches vertrug, alle Phantasie, alle Kombination hat nichts genützt, und nur ganz wenige Organpräparate (Schilddrüse, Nebenniere, Zirbel u. a.) bilden einen dauernden Besitzstand unseres Arzneischatzes. Und gar die Serotherapie liefert ein klassisches Beispiel dafür, wie sich jetzt die Fortschritte im ärztlichen Handeln vollziehen. Um zur Erkenntnis von der Heilkraft des Diphtherieserums zu gelangen, bedurfte es zunächst der Methodik Robert Kochs, durch die allein die Existenz eines besonderen, zur Gruppe der Bakterien gehörigen Krankheitserregers festgestellt wurde; es bedurfte dazu der Studien Behrings über die Veränderungen, die das Blut diphtheriekranker Tiere eingeht, des Nachweises der Schutzstoffe, der Nachahmung des Naturvorganges der Immunisierung. Hier lässt uns die Analogie mit volkstümlichen Mitteln oder auch nur Vorstellungen anscheinend völlig im Stich.

Und doch darf auch hier nicht vergessen werden, dass wir die Erkenntnis eines der grössten Fortschritte auf hygienischem Gebiet, die von der Schutzkraft der Kuhpocken gegenüber den menschlichen Pocken, der einfachen Naturbeobachtung auf dem Lande verdanken; hätte Sir William Jenner nicht auf den Pachthöfen von Glocestershire erzählen hören und dann bestätigt gefunden, dass Personen, welche beim Melken pockenkranker Kühe den gleichen Ausschlag an den Händen bekommen hatten, von den Menschenpocken verschont blieben, er hätte nie gewagt, seine ersten Impfversuche an Menschen zu machen; und auch hier sogar hatten, wie A. v. Humboldt versichert, die Gebirgsbewohner Mexikos die gleiche Beobachtung schon lange vorher gemacht und praktisch ausgenutzt!

Auch eine andere volkstümliche Methode, der früher so viel geübte, dann missbräuchlicher Anwendung wegen in Vergessenheit geratene Aderlass, hat im Lichte unserer neuen Kenntnis über die Blutkrankheiten neue Bedeutung gewonnen.

Endlich aber, wie steht es mit den grossen Hilfs- und Heilmitteln nicht medikamentöser Art, wie sie uns die Natur in Gestalt von richtiger Lebensführung, von körperlicher Übung, von Wasser, Luft und Licht in so reicher Fülle darbietet? Ich möchte nur kurz, aber entschieden der Meinung entgegentreten, als bestände hier ein tiefgreifender Unterschied zwischen volkstümlicher und wissenschaftlicher Medizin, als erkennte die letztere nicht unumwunden und von Tag zu Tag mehr und mehr die grosse Bedeutung dieser Faktoren an. Was sie sich vorbehält, ist nur die naturwissenschaftliche Prüfung, die Entscheidung darüber, was und wie es im Einzelfalle gehalten werden soll; wogegen sie sich wehrt,

ist nur die Zumutung, als könne die 'Naturheilkunde' — eine Flagge, mit der die verschiedenartigsten Bestrebungen sich decken — erkennen oder gar besser erkennen als der Arzt, was für Krankheiten vorliegen oder wie gegen diese einzuschreiten sei. Und besonders, wo wir von Wunderkuren mit einem alleinseligmachenden Lehm oder einem Kräutertränkchen oder mit dem unterschiedslosen Abhärtungsverfahren, etwa dem Umherlaufen auf nassen Wiesen, hören, dürfen wir zweifellos an Goethes Worte denken:

Viel Wunderkuren gibt's jetzunder,
Bedenkliche, gesteh ich's frei —
Natur und Kunst tun grosse Wunder,
Und es gibt Schelme nebenbei!

Und wenn wir einerseits daran festhalten, dass die Zukunft der arzneilichen Therapie in der Arbeit der Laboratorien liegt — ich brauche nur den Namen Paul Ehrlichs auszusprechen, um mich verständlich zu machen — so erkennen wir doch andererseits im Studium der Volksmedizin eine wichtige Aufgabe nicht bloss im Sinne des Kulturhistorikers. Wir sind sicher, dass uns die Ergebnisse der Forschung aus fernen Ländern noch manche schätzenswerte Bereicherung unserer Heilmittel verschaffen werden; immer neue Drogen werden uns gebracht und sorglich geprüft, darunter vieles Nützliche und Zukunftsreiche. Namentlich aber erblicken auch wir in der Empfehlung einer wirklich naturgemässen Lebensweise, wie sie die Volksmedizin speziell in bezug auf die Diätetik so oft mit instinktiver Sicherheit getroffen hat, eine wohl zu beachtende Vorahnung der Lehren, wie sie namentlich unser unvergesslicher Leyden wieder zu Ehren brachte. — Dahin gehört auch eine Diätetik der Seele, und kaum besser kann dies ausgedrückt werden, als mit Worten des vorhin schon erwähnten salernitanischen Gedichtes:

Si vis incolumem, si vis te reddere sanum,
Curas linque graves, irasci crede profanum,
Triste cor, ira frequens, mens raro gaudia volens
Haec tria consumunt corpora fine brevi!

oder, nach der alten Übersetzung aus dem Jahre 1443:

Wiltu haben deyn hercz gesunt
Wiltu starck seyn und mit siechtum unverwundt,
Bis frolich, Zorn lass vor dich gan,
Grosse sorgen soltu varen lan,
Das betruckte hercze und stetir Zorn,
Unmut, das dy freude hat verlorn,
Dy drey verzern den leyp behendt,
Und das hercz gewinit eyn korczes endt!

———

Ich fühle mich verpflichtet, die hauptsächlichsten Werke anzugeben, in denen sich die oben mitgeteilten historischen Daten finden. Im wesentlichen habe ich benutzt: Ludwig Darmstädter, Handbuch zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik (2. Aufl., Berlin, J. Springer 1908), Liebreich, Encyclopädie der Therapie (Berlin, A. Hirschwald 1896), Binz, Vorträge über Pharmakologie (Berlin, A. Hirschwald 1884), Rabow-Bourget, Handbuch der Arzneimittellehre (Berlin, A. Springer 1897), Peschel, Völkerkunde (Leipzig, Duncker & Humblot 1875), Haeser, Lehrbuch der Geschichte der Medizin (Jena 1845), endlich das Hauptwerk über dieses Gebiet: v. Hovorka und Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin (Stuttgart 1908).

Berlin.

Tierorakel im altjüdischen Volksglauben.

Von **Isidor Scheftelowitz.**

Ein reicher Niederschlag vieler primitiver Ideen, welche die gesamte Menschheit geteilt hat, findet sich auch in dem altjüdischen Volksglauben. Zuweilen hat ein solcher alter Volksbrauch, obgleich er durch ein Religionsgesetz verboten war, dennoch den Sieg davongetragen. Nicht alle Bräuche haben ein hohes Alter, denn die niederen Bildungsschichten der Juden haben zu allen Zeiten sich manche abergläubischen Vorstellungen desjenigen Volkes, in dessen Umgebung sie lebten, angeeignet. So töten in Westdeutschland die Juden niemals eine Spinne am Abend, wohl aber eine solche am Morgen gemäss dem deutschen Volksglauben:

Spinne am Abend, erquickend und labend,
Spinne am Morgen, bringt Kummer und Sorgen.

Den bei allen Völkern üblichen Tierorakeln begegnen wir auch im altjüdischen Volksglauben.

1. Hund.

a) Nach Talmud Bābā Qamā 60b heult der Hund, wenn der Todesengel in die Ortschaft kommt. Noch heutzutage existiert dieser Volksglaube bei den Juden. Diese Vorstellung herrscht auch bei den Mohammedanern[1]), Burmesen[2]), Chinesen[3]), den Itälmen auf Kamtschatka, die daher, um das bevorstehende Unglück zu verscheuchen, entweder einen solchen Hund erwürgen oder vertreiben[4]). Auch in Europa ist dieser Glaube verbreitet. Bei den Griechen herrschte die Anschauung, dass die Hunde das Herannahen von Geistern wittern und daher bellen[5]), ebenso können im altskandinavischen Glauben die Hunde die Todesgöttin Hela

---

1) Lane, Thousand and one Nights 2, 56. — 2) J. Nisbet, Burma 2, 172. — 3) Vale, Chinese Superstitions p. 17. — 4) G. W. Stellers, Beschreibung von Kamtschatka (1774) S. 279f. Der Tod des Hundes soll also eine Stellvertretung für den Menschen sein, den eigentlich der Todesdämon holen wollte. — 5) O. Gruppe, Griech. Mythologie S. 803.

sehen, wenn sie zu einem Menschen heranschleicht[1]). Im deutschen Volksglauben kündigen die Hunde durch ihr Heulen einen Todesfall an, da sie den Todesengel herankommen sehen[2]). Die Zigeuner haben denselben Aberglauben[3]). Unter den Indianern Zentralbrasiliens und unter den aus England stammenden Bewohnern des Cumberland-Gebirges in Amerika treffen wir die gleiche Vorstellung, dass ein in der Nacht heulender Hund den Tod eines Menschen ankündigt[4]).

b) Nach Tosefta Šabbāt cap. 7, 13 begeht derjenige, welcher in dem Anbellen eines Hundes ein schlimmes Vorzeichen sieht, einen abergläubischen Brauch. Bei den Babyloniern glaubte man, dass, wenn ein Hund an einen Mann auf der Strasse heranspringt, „Zerstörung eintreten“ werde[5]). Das Anbellen eines Hundes galt als ein schlimmes Vorzeichen bei den Römern[6]), den Deutschen[7]), den Eingeborenen von Bontoc Igorot im Philippinen-Archipel[8]). Die Tena-Indianer glauben, dass ein fremder Hund, der zufällig in die Hütte, in der jemand krank ist, hineinläuft, andeutet, dass der Kranke bald sterben werde[9]). Ebenso halten die Kafirs in Natal das Hineinlaufen des Hundes in eine Hütte für ein schlimmes Omen[10]).

c) In Midraš Berēšit Rabbā Par. 59 (zu cap. 24, 11) heisst es: „Rab Hunā sagt: Wer sich aufmacht, um ein Weib zu freien, und es bellen die Hunde, so horche er darauf, was sie andeuten, um so den Ausgang seines Vorhabens zu erfahren.“ Der Hund wurde also bei einer bevorstehenden Heirat als Orakel verwendet. In der Oberpfalz wirft das heiratslustige Mädchen einen Stock auf einen Baum und spricht dabei: „Hunderl, ball, ball! Ball über nein Mal (= Meilen)! Ball ûba's Land, wan mein feins Liab wahnd.“ In welcher Richtung nun ein Hund zu bellen beginnt, da heiratet sie hin[11]).

2. Fuchs.

In Talmud Sanhedrin 65b und Tosefta Šabbāt cap. 7, 13 wird der Glaube, dass die Begegnung eines Fuchses zur linken Seite ein schlimmes Orakel sei, für heidnisch erklärt. Diese Vorstellung herrschte auch bei den Babyloniern: „Wenn ein Fuchs von der Linken des Menschen zur Rechten des Menschen vorüberläuft, so wird jener Mensch Unglück haben“[12]). Die Anschauung, dass ein Fuchs, der einem über den Weg läuft, etwas Schlimmes ankündigt, ist bei den Römern[13]), den Albanesen[14]), den Preussen[15]), den Tena-Indianern[16]) vorhanden.

---

1) Grimm, Deutsche Mythol.³ S. 632. — 2) Wuttke-Meyer, Deutscher Volksaberglaube³ § 35. — 3) H. v. Wlislocki, Aus dem innern Leben der Zigeuner (1892) S. 117. — 4) K. v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens (1894) S. 558; Journ. of American Folk-lore 1911 S. 319. — 5) M. Jastrow, Religion d. Babyl. und Assyr. 2, 821. — 6) Horaz, Od. 3, 27; Plautus, Cas. 5, 4, 4. — 7) Wuttke § 268. — 8) A. E. Jenks, The Bontoc Igorot (Manila 1905) S. 211. — 9) Anthropos 1911, 247. — 10) J. Shooter, Kafirs of Natal (1857) S. 163. — 11) L. Hopf, Tierorakel (1888) S. 59. — 12) M. Jastrow, Religion d. Babyl. u. Assyr. 2, 821. — 13) Horaz, Od. 3, 27. — 14) v. Hahn, Albanesische Studien 1, 157. — 15) Lucas David, Chron. 1, 146f. — 16) Anthropos 1911, 248. Dagegen be-

3. Wiesel.

Talmud Sanhedrin 66a verbietet, das Wiesel als Orakeltier anzusehen. Bei den Griechen und Römern war die zufällige Begegnung eines Wiesels ein schlimmes Vorzeichen. Wenn es über den Weg lief, wurde eine Versammlung aufgehoben (Hopf, Tierorakel S. 165). Theophrast (Charaktere c. 16, 3) bespöttelt diesen Aberglauben: „Läuft ein Wiesel über den Weg, so geht er [d. h. der Abergläubische] nicht eher weiter, als bis ein anderer hinübergegangen ist oder er selbst drei Steine über den Weg geworfen hat“ [1]). Auch im Glauben der Deutschen, Huzulen, Iren und Zigeuner ist das Zusammentreffen mit einem Wiesel unheilvoll [2]). Wenn ein Japaner unterwegs ein Wiesel trifft, so hält er dies für ein Vorzeichen von Brandgefahr [3]).

4. Hirsch.

Talmud Sanhedrin 65b (vgl. auch Raschi) und Toseftā Šabbāt 7, 13 erklären den Glauben, dass ein Hirsch, wenn er einem über den Weg läuft oder wenn sein Schreien vernommen wird, ein schlimmes Omen sei, für heidnisch. Im deutschen Mittelalter hielt man die Begegnung mit einem Hirsch für ein unglückliches Vorzeichen [4]). Dieselbe Vorstellung herrscht bei den siebenbürgischen Zigeunern, weshalb sie gleich die Richtung ihrer Reise ändern (v. Wlislocki a. a. O. S. 125). Als ein unglückliches Vorzeichen gilt es in Persien, wenn einem Menschen, der eine Reise antritt, ein Hirsch zu seiner Linken begegnet [5]). Der Schrei eines Hirsches gilt für den auf der Reise befindlichen Dajak auf Borneo als ein bevorstehendes Unglück [6]).

5. Huhn.

Tos. Šabbāt cap. 7, 5, Talm. Šabb. 67a, Jalqut § 587, Šulḥan-ʿAruk: Jōrē deʿā § 179, 3 verbieten den Aberglauben: „Man schlachte die Henne, weil sie wie ein Hahn gekräht hat“. Dennoch hat sich dieser Brauch bis heute im jüdischen Volksglauben erhalten. Dieselbe Vorstellung herrschte bei den Römern [7]) und den Deutschen [8]).

---

deutet in Niederösterreich, wie ich von Österreichern erfahren habe, und bei den Zigeunern die Begegnung mit einem Fuchse ein glückliches Vorzeichen (H. v. Wlislocki, Aus dem innern Leben der Zigeuner 1892 S. 118).

1) Der andere, der zuerst hinübergehen soll, soll dann der Unglücksableiter sein; durch die Steine will man die dämonischen Einflüsse verscheuchen [vgl. Wuttke § 422]. — 2) Wuttke § 170; H. v. Wlislocki S. 118. 120; Globus 76, 232; Seligmann, Der böse Blick 1, 122. — 3) Globus 90, 113. — 4) G. Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters [2] (1912) S. 55. — 5) E. C. Sykes, Persia (London 1910) S. 335. — 6) Spenser St. John, Life in the forests of the far East (1863) 1, 75. 202. — 7) Terentius, Phorm. 4, 4, 30: gallina cecinit. — 8) Grimm, Deutsche Mythol. Abergl. Nr. 83, 555; Wuttke [3] § 276. 422; oben 4, 85.

Ebenso wie in Westpreussen eine solche Henne an der Türschwelle getötet wird[1]), schlachtet sie auch der galizische Jude über der Türschwelle. Ein westfälisches Sprichwort lautet:

Den Mädchen, die da pfeifen, und den Hühnern, die da krähen,
Denen muss man bei Zeiten den Hals umdrehen[2]).

Die Vorstellung, dass eine Henne, die wie ein Hahn kräht, etwas Schlimmes andeutet, weshalb sie schnell getötet werden muss, herrscht auch bei den Italienern[3]), Slowaken, Esten, Persern, Chinesen[4]), den Negern an der Loangoküste[5]) und den Zigeunern[6]).

6. Rabe, Krähe.

Nach Talmud Sanhedrin 65b macht man sich des Aberglaubens schuldig, wenn man in dem Krächzen des Raben ein Unglückszeichen sieht. Ebenso verbietet dieses Tosefta Šabbāt VI, 6; VII, 17: „Krächzt ein Rabe und man sagt zu einem: ‘Er hat geschrien’; krächzt ein Rabe und man sagt zu einem: ‘Kehre um’, so begeht man einen heidnischen Brauch.“ Dennoch hat sich dieser Aberglaube bis heute im jüdischen Volksglauben erhalten. Nach Ṣebi Hirš Jeraḥmiel, Naḥelat Ṣebi II Par. Kitēṣē, Amsterdam 5580 Bl. 72b kündet der Rabe durch sein lautes Krächzen den baldigen Tod eines Menschen an[7]). Midraš Kohelet Rabbā zu cap. 10, 20 hält den Raben für den weisesten Vogel, der die Menschen vor Unglück warnt. Bei den Römern verkündet der Rabe als Weisheitsvogel voraus, vgl. Ambr. Noe 17, 62: plerique quasi annuntium futurorum corvum aestimant. Sein lautes Krächzen ist ein schlimmes Vorzeichen nicht nur bei den Römern[8]), sondern auch bei den Griechen. So sagt Epictet c. 18: „Wenn ein Rabe durch sein Krächzen Unheil verkündet, so lass dich nicht von der Vorstellung hinreissen, sondern unterscheide sogleich bei dir selbst und sprich: Keines von diesen Vorzeichen gilt mir, sondern entweder meinem elenden Leib oder meinen paar Pfennigen oder meinem bischen Reputation oder meinen Kindern oder meinem Weibe.“ Der Rabe ist ein Unglück verkündender Vogel bei den heidnischen Arabern, weshalb der auf der Reise Befindliche sofort umkehrte[9]), bei den Germanen ebenfalls[10]). Nach altgermanischer Anschauung sieht dieser Vogel die Zukunft voraus[11]). Allgemein in Österreich und Deutschland

1) Wuttke a. a. O. — 2) Ztschr. d. Ver. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 1904 S. 65. — 3) A. de Gubernatis, Die Tiere in der indogermanischen Mythol. (Leipzig 1874) S. 556. — 4) Hopf, Tierorakel S. 165. — 5) Pechuel-Loesche, Volkskunde von Loango (1907) S. 324. — 6) v. Wlislocki a. a. O. S. 136. — 7) Der galizische Jude spuckt dreimal aus, wenn eine Krähe oder ein Rabe krächzt. — 8) Plautus, Aul. 669; Plinius N. H. 9, 12, 15; Valer. Maxim. Ic. 4; Dio Cassius 58, 5; vgl. H. Lewy oben 3, 32. — 9) Grimm, Deutsche Myth.[4] S. 947; Rückert, Hariri 1, 591f. — 10) Hǫvamǫl 85; Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 1900) 4, 229. — 11) Helga kviþa 5f.

herrscht der Volksaberglaube, dass das Vorbeifliegen eines Raben Unglück bedeutet und dass sein Krächzen vor oder auf einem Hause einen in demselben zu erwartenden Todesfall ankündigt, daher auch das Sprichwort:

Wo der Rabe sitzt auf dem Dach und der Fuchs vor der Tür,
Da hüte sich Ross und Mann dafür[1]).

Der Rabe ist von übler Vorbedeutung in Frankreich, China, Siam[2]), Japan[3]), Indien[4]), Burma[5]). Wenn ein Toda (in Indien) unterwegs auf seiner linken Seite einen Raben oder eine Krähe sieht, so hält er dies für ein schlimmes Omen und kehrt eiligst um; wenn er diesen schwarzen Vogel aber zu seiner rechten Seite sieht, so hält er dies ebenso wie die Römer für ein gutes Omen[6]). In Sansibar bedeutet eine Krähe zur linken Seite Unheil (Hopf a. a. O. S. 43). Die Begegnung mit einer Krähe halten die Kabylen für ein unglückliches Vorzeichen[7]). Ein Rabe auf dem Hausdache bedeutet bei den Wotjäken Ankündigung von Tod oder schwerer Krankheit[8]). Die Eingeborenen von Bontoc Igorot (im Philippinen-Archipel) glauben, dass eine Krähe, die mit Gekrächze über einen, der nach Hause kehrt, fliegt, einen Todesfall ankündigt[9]). Der Rabe ist auch bei den Egbas (in Afrika) und den Nuba-Negern von schlimmer Vorbedeutung[10]). Die Indianer Amerikas halten den Raben für einen weisen Vogel, dessen Anblick immer eine Vorbedeutung hat. Sieht der Blackfeet-Indianer über sich Raben und zwei von ihnen haben ihre Köpfe zusammen, so bedeutet dieses eine Warnung, dass die beabsichtigte Reise Unglück bringe[11]). Das Sichtbarwerden mehrerer Raben oder Krähen ist für die Zigeuner ein Zeichen herannahenden Unglücks. Setzen sich solche Vögel auf ein Dach, worunter ein Kranker liegt, so zeigen sie dessen Tod an. Lassen sie sich krächzend irgend wohin nieder, so soll man diesen Ort nicht sobald betreten[12]). Bereits in Babylonien verkündet das Krächzen des Raben nichts Gutes[13]).

7. Schlange.

a) Nach Talmud Sanhedrin 65b und Toseftā Šabbāt VII 13 begeht derjenige einen abergläubischen Brauch, der es für ein schlimmes Vorzeichen hält, wenn ihm eine Schlange unterwegs zu seiner Rechten vorbeikriecht. Bei den Kalmücken kündet eine Schlange ein bevorstehendes Unheil an, wenn sie sich rechts gegen ein Wohnhaus hinwendet[14]). Nach

1) Carl J. Steiner, Die Tierwelt (Gotha 1891) S. 198; Wuttke § 274; oben 3, 381; 8, 291. — 2) Hopf a. a. O. S. 119f. — 3) Globus 90, 114. — 4) Kauśika Sūtra 46, 47f. — 5) J. Nisbet, Burma 2, 172. — 6) W. H. R. Rivers, Todas (1906) S. 273, vgl. Prob. Verg. ecl. 9, 13: bonum augurium erat, si corvus dextra volaret. — 7) A. Featherman, Soc. hist. of races of Mankind (1881) 5, 301. — 8) M. Buch, Wotjäken (Helsingfors 1882) S. 164f. — 9) A. E. Jenks, Bontoc Igorot (1905) S. 211. — 10) Hopf a. a. O. S. 114. — 11) J. G. Müller, Gesch. d. amerikan. Urreligionen (1887) S. 61. 596; Mcclintock, Old North Trail (London 1910) S. 477. — 12) v. Wlislocki a. a. O. S. 128. — 13) M. Jastrow, Rel. d. Babylonier 2, 808. — 14) G. Klemm, Allgem. Kulturgesch. d. Menschheit (1843) 3, 203ff.

babylonischem Glauben wird, „wenn eine Schlange einem Menschen den Weg versperrt, alles, was er plant, vereitelt werden“. „Wenn eine Schlange vor einem Menschen sich aufbäumt, so wird ein Mörder jenen Mann töten“[1]). Die Beduinen, die unterwegs sind, kehren wieder um, sobald ihnen eine Schlange über den Weg kriecht[2]). Wenn in Indien eine Schlange zwischen zwei Menschen läuft, so gilt dieses für ein unheilvolles Omen[3]). Kriecht eine Schlange ins Haus, so zeigt dieses, wie die Burmesen glauben, Armut und Elend an[4]). Bei den Römern, Negern in Westafrika, Papuas und Melanesiern bedeutet eine Schlange, die einem den Weg kreuzt, Unglück[5]). Die Basutos in Südafrika kehren um, wenn sie einer Blindschleiche am Wege begegnen[6]). Brautleute und Schwangere sollen nach dem Glauben der Zigeuner beim Erblicken einer Schlange umkehren, denn sie zeigt für sie ein Unglück an[7]).

b) Toseftā Šabbāt c. VII und Jalquṭ § 597 sagt: „Wenn ein Mensch, neben dessen Bett plötzlich eine Schlange erscheint, dieses als ein Zeichen für bevorstehenden Reichtum oder herannahendes Glück sieht, so begeht er einen abergläubischen Brauch“. Als Roscius als Kind in der Wiege lag, sah seine Wärterin einst in der Nacht, dass der schlafende Knabe von einer Schlange umwunden war. Die Wahrsager verkündeten dem Vater, dass die Schlange andeute, der Knabe werde einst grossen Ruhm und viel Auszeichnung erlangen[8]). Im Voigtlande, Süddeutschland, Böhmen, in der Schweiz und bei den Zigeunern bringt eine Schlange, die man im Hause sieht, Reichtum und grosses Glück[9]). Bei den Samoanern gilt es als ein gutes Vorzeichen, wenn eine Schlange vom Dache geradenwegs auf die Matte herabkommt[10]). Wer im Traum eine Schlange sieht, gelangt nach jüdischem Volksglauben zu Vermögen (Berākōt 57a).

8. Fisch.

Talmud Sanhedrin 66a verbietet, den Fisch als Augurium zu benutzen. Das babylonische Ideogramm für ‘Fisch’ bedeutet auch ‘Weissagung’[11]). Die Römer kannten das Fischorakel. Plinius N. H. 9, 55 berichtet: „Als Augustus im Sizilischen Kriege am Strande wandelte, sprang ein Fisch aus dem Meere ihm vor die Füsse, was die Wahrsager, obwohl sich gerade damals Pompeius für einen Sohn des Neptunus erklärt hatte, so auslegten: Es würden diejenigen, die jetzt das Meer beherrschten,

1) M. Jastrow, Religion d. Babyl. u. Assyr. 2, 781. — 2) Haxthausen, Transkaukasien 1, 35. — 3) Jājñavalkga 1, 147, Manu 4, 126, vgl. auch Grimm, Deutsche Mythol. S. 947. — 4) J. Nisbet, Burma 2, 169. — 5) Horaz 3, 27, 5ff.; R. H. Nassau, Fetishism in Westafrica (1904) S. 196; R. Neuhauss, Deutsch-Neuguinea 3, 261; Codrington, Melanesians (1891) S. 221. — 6) Hopf a. a. O. S. 43. — 7) v. Wlislocki a. a. O. S. 141. — 8) Cicero, de divinatione 1, 36 [vgl. auch E. Küster, Die Schlange in der griechischen Kunst und Religion (Giessen 1913) S. 132]. — 9) Wuttke § 57; v. Wlislocki a. a. O. S. 141. — 10) G. Turner, Samoa (1884) S. 44. — 11) F. Lenormant, Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer, deutsche Ausg. (1878) S. 474; vgl. auch Jastrow 2, 797.

dem Kaiser bald zu Füssen liegen". „Wenn der Schiffer die Blackfische aufspringen oder die Delphine in den Hafen flüchten sieht, glaubt er darin ein Anzeichen des Sturmes zu sehen"[1]). Nach Plinius N. H. 31, 22 war zu Limyra in Lykien eine fischreiche Quelle, bei der sich die dortigen Bewohner Rat holten. Frassen die Fische die Speisen, die man ihnen bei dieser Gelegenheit zuwarf, auf, so war dies ein glückverheissendes Vorzeichen. „Versprechen die Fische aber keinen günstigen Ausgang, so werfen sie die Speisen mit den Schwänzen zurück". „In der Quelle des sogenannten syrischen Apollo bei Myra in Lykien werden die Fische durch dreimaliges Flöten zum Abgeben einer Vorbedeutung herbeigelockt. Nehmen sie das ihnen zugeworfene Fleisch begierig an, so ist dieses ein günstiges Zeichen für die um Rat fragenden Leute; schlagen sie es mit dem Schwanze zurück, ein schlimmes"[2]). Diese lykischen Fischorakel werden von Aelianus 7, 5; 12, 1 und Athenaeus 8, 8 noch ausführlicher behandelt. Dieser Brauch herrschte auch in Indien, so gibt Kauśika Sūtra 47, 37—38 an, dass man, wenn man einen Feind vernichten will, dessen Speiseüberreste in einen fischreichen Teich werfen soll. „Wenn die Fische in Menge darauf zuschwimmen, so ist der Feind vernichtet"[3]). In Indien gehört der Fisch zu den glückbringenden Vorzeichen. Für den Kranken ist es ein günstiges Zeichen, wenn sein Bote, der zum Arzt gesandt ist, unterwegs Fische sieht[4]). „Wer am Morgen einen Rohita-Fisch sieht oder berührt, für den ist dies ein unübertreffliches Glückszeichen. Wer eine Reise antritt und dabei Fische sieht, wird glücklich heimkehren. Auch wer im Traume Fische sieht, wird Glück haben. Wer sie im Traume isst, erlangt Wohlstand und Gesundheit"[5]). Träumt der Garo (in Indien), dass er einen Fisch gefangen habe, so sieht er darin ein Omen, dass er bald reich werden wird[6]). Sieht der Burmese im Traume einen kleinen Fisch, so gilt dieses als eine glückliche Vorbedeutung[7]). Zieht der Burmese in den Krieg und trifft er unterwegs einen Fisch, so deutet dieses an, dass der Streit schnell zu seinen Gunsten entschieden sein wird[8]). Auch der Dajak auf Borneo hält den Fisch, den er im Traume sieht, für ein glückverheissendes Omen[9]). In den Bewegungen der Fische sahen die Cherokee-Indianer Vorzeichen[10]). Die

---

1) Cicero, de divinatione 2, 70, vgl. Plinius N. H. 18, 87. Ähnlich berichtet Athenaeus 8, 9, dass der König Antigonus in den Fischen, die ihm der Feldherr des Ptolemaeus als Geschenk zusandte, eine Andeutung erblickte, dass er über das Meer herrschen werde. — 2) Plinius N. H. 32, 17. — 3) Vgl. Caland, Altind. Zauberritual (1900) S. 164. — 4) Zachariae, Wiener Ztschr. f. Kunde d. Morgenl. 18, 306. — 5) Pischel, Sitzungsber. d. Pr. Ak. d. Wiss. (1905) S. 527; vgl. auch A. Grünwedel, Buddhistische Studien 1 (1897) S. 32. — 6) A. Playfair, Garos S. 115. — 7) H. J. Wehrli, Beitrag zur Ethnologie der Chingpaw in Ober-Burma (Leiden 1904) S. 57. — 8) Sangermano Jardin, Burmese Empire (1893) S. 144. — 9) Spenser St. John, Life in the forests of the far East (1863) 1, 200. — 10) 7th Annual Rep. of the Bureau of Amer. Ethn. 1885/86 (Washington 1891) S. 336.

Zigeuner glauben, wenn man um Mitternacht Fische isst, so habe man Träume, die früher oder später in Erfüllung gehen. Will man den Fisch als Orakel benutzen, so wird er lebend in der Nähe der Schwanzflosse mit einem Nagel abends an einen Baum befestigt. Lebt am folgenden Tage der Fisch noch, so gilt dies als ein gutes Vorzeichen. Ist er aber tot und blutig, so deutet es Unglück an[1]). Von einer alten heiligen Quelle in Irland herrscht die Sage, dass Kranke, die das Glück hätten, in ihr einen Lachs oder Aal zu erblicken, genesen würden[2]). Nach dem Glauben der Nuforesen (Neu-Guinea) wird der Schiffer durch einen in die Höhe springenden Fisch rechtzeitig vor Gefahr gewarnt und kehrt schleunigst um[3]). Die Esten stellen zum Zwecke der Weissagung drei aneinandergereihte Körbe in ein fischreiches Wasser. Kommen in den mittelsten Korb schuppige Fische, so bedeutet dieses für sie etwas Glückliches[4]).

Im deutschen Volksglauben ist der Fisch ebenfalls ein Orakeltier. In der weissen Elster haust ein riesiger Fisch, dessen Erscheinen ein bevorstehendes Unglück andeutet[5]). Am Sylvesterabend isst die Maid, die ihren künftigen Bräutigam im Traume sehen will, Fische[6]). Nach einer niederländischen Sage aus dem Jahre 1583 lag im Lande Burgund neben einem Kloster ein Weiher, in welchem sich Fische befanden. Wurde ein Mönch krank, so schwamm ein Fisch oben auf dem Wasser und schlug mit dem Schwanze. Wenn der Kranke sterben sollte, so fand man den Fisch drei Tage vorher schon tot auf dem Wasser[7]). Wenn der Ostfriesländer von Fischen träumt, wird er gute Neuigkeiten erfahren[8]).

Cöln a. Rh.

Nachtrag zu S. 385, 5. Das Testament des Jehudā Haḥāsid, der um 1200 lebte, rät, eine gleich dem Hahne krähende Henne sofort zu schlachten (Güdemann, Gesch. des Erziehungswesens der abendländischen Juden 1, 269 A. 1880). — Wer im Traum einen Hahn sieht, wird nach jüdischem Volksglauben bald einen Knaben bekommen; wer mehrere Hähne sieht, mehrere Knaben (Berākōt 57a). Ebenso wird eine Sundanesin, die von einem Hahn träumt, bald ein Kind bekommen (Globus 44, 349). — Der Parsismus hält den Volksglauben für irrig, dass eine wie ein Hahn krähende Henne Unglück bedeute und getötet werden müsse; vielmehr komme hier die Henne dem Hahne bei der Abwehr von Dämonen zu Hilfe (Šāyast la Šāyast 10, 30; Saddar 32).

---

1) H. v. Wlislocki a. a. O. S. 143. — 2) W. G. Wood-Martin, Traces of the elder faiths of Ireland (1902) 2, 92. — 3) Ztschr. f. Ethnol. 8, 187. — 4) J. Grimm, Deutsche Myth.[4] 2, 933. — 5) Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes S. 154. — 6) Oben 4, 318. — 7) J. W. Wolf, Niederländische Sagen (1843) S. 259. — 8) Globus 26, 153.

Kleine Mitteilungen.

Ein Kunstlied im Volksmunde.

1. Originaldichtung von Le Pansiv.

UNter allem Frauen-Zimmer
In dem schönen Pleiß-Athen
Ist nur eine, die ich immer
Mir vor Augen sehe stehn.
Eine nur liegt mir im Sinn:
Meine schöne Nachbarin.

Andre mögen gleich charmiren
Und verliebt und zärtlich thun;
Mein Hertz läßt sich nicht verführen,
Weil es viel zu späte nun;
Denn mir lieget nur im Sinn:
Die galante Nachbarin.

Zürnet nicht, ihr schönen Kinder,
Daß ich euch nicht lieben kan!
Legte keine doch geschwinder
Mir die Liebes-Fesseln an,
Als die, so mir liegt im Sinn:
Die geliebte Nachbarin.

Fraget ihr mich: Welcher Engel
Denn mein Hertz entzündet hat?
Es ist ein Kind ohne Mängel,
Und die Schönste in der Stadt.
Die, der ich ergeben bin,
Ist die schöne W . . .

Poetische Grillen, bey Müßigen Stunden gefangen von Le Pansiv. Erfurt, Auf Kosten des Autoris 1729, S. 171f.

2. Eine volkstümliche Fassung.

Auf der Welt ist mir nichts lieber
Als mein Stübchen, wo ich bin;
Denn es wohnt mir gegenüber
Meine schöne Nachbarin.
Sie ist schön und strahlt von ferne
Als wie am Firmament die Sterne,
Und nichts liegt mir mehr im Sinn
Als die schöne Nachbarin.

Etwas wäre mir doch lieber
Als mein Stübchen, wo ich bin,
Und dies wäre gegenüber
Meine schöne Nachbarin.
Ich steh auf und leg mich nieder,
Selbst im Traum erschien sie wieder,
Doch es war nur Phantasie.

Künftig will ich auch im Zimmer
Gern und einsam mich bemühn,
Und warum liegt mir denn immer
Meine Nachbarin im Sinn?
Selbst mein Herz fängt an zu schlagen,
Als hätt sie mir etwas zu sagen,
Und nichts anders liegt mir in dem Sinn
Als die schöne Nachbarin.

Aus Zähringen (Baden) in Föppls Mskr. 1848 (Berlin, Erks Nachlass 12, 208).

Weitere Literatur: Elsass, Aargau (Grolimund, Volkslieder aus dem Kanton Aargau 1911 nr. 78), Hessen, Rheinpfalz (Heeger-Wüst, Volkslieder aus der Rheinpfalz; Kaiserslautern 1909 II, nr. 334d, Str. 3. Kontaminiert mit 'Von meinem Berge muss ich scheiden'), Storndorf im Vogelsberg (Hess. Bl. f. Vkde. 9, 50 nr. 63 und 9, 117 nr. 167), Nassau (Hess. Bl. f. Vkde. 11, 72 nr. 13); Fink, Musikalischer Hausschatz der Deutschen, Achter Abdruck, Altona o. J. (1868) nr. 188; Härtel, Deutsches Liederlexikon 7. Aufl. Leipzig o. J. nr. 528; Keil, Studentenlieder S. 103.

Biebrich am Rhein. Otto Stückrath.

3. Wer war der Dichter Le Pansiv?

Noch ein andres Lied dieses Gedichtbandes von 1729 hat sich in Handschriften und Flugblättern bis ins 19. Jahrhundert fortgepflanzt, nämlich S. 193: 'Keine Liebste nehm ich mir'; vgl. Kopp, Deutsches Volks- und Studentenlied in vorklassischer Zeit 1899 S. 123. 276 und John Meier, Kunstlieder im Volksmunde 1906 S. 31 nr. 190.

Eine so lange Nachwirkung zeugt immerhin für das Vermögen des Dichters, dem Geschmacke weiter Kreise zu entsprechen, und lockt zu einer näheren Betrachtung des Pseudonymus Le Pansiv, über den Goedekes trefflicher Grundriss ebenso wie M. v. Waldbergs förderliches Buch über die galante Lyrik (1885) mit Schweigen hinweggeht. Zunächst möchte ich feststellen, dass er nicht mit Jaques Le Pensif identifiziert werden darf, der 1744 einen von Rosenbaum[1]) genauer analysierten galanten Roman 'Merckwürdiges Leben Einer . . . Tyrolerin' herausgab; denn hinter diesem Decknamen verbirgt sich zufolge einer glaubwürdigen Angabe in einem Leipziger Bibliothekskataloge von 1785 ein Magister Deer, über dessen Lebensumstände uns jetzt die von G. Erler herausgegebene jüngere Matrikel der Universität Leipzig 3, 61 (1909) Aufschluss gibt: Benedikt Christian Deer aus Leipzig deponierte 1734, ward 1745 inskribiert und bestand 1747 die Bakkalaureus- und 1748 die Magisterprüfung. Auch verfasste er 1749 eine lateinische Abhandlung 'De castellis Romanorum in Saxonia superiore' (Lipsiae. 28 S. 4°. In Berlin). Diese Daten sind aber für unsern Autor viel zu spät, und wir müssen uns daher nach andern Hinweisen umsehen.

Aus den 'Poetischen Grillen' von 1729 (Exemplare in Berlin und Frankfurt a. M.) ersehen wir, dass der Verfasser auf den Universitäten zu Leipzig[2]) und Wittenberg[3]) studierte, und zwar an letzterem Orte sich in den Jahren 1722 bis 1726 aufhielt. Ob seine Leipziger Studienzeit vor oder hinter die Wittenberger Jahre fällt, bleibt zunächst ungewiss. Über seine Familie liefert er S. 249 eine für uns wertvolle Andeutung: 'Auf die vierzehn K » » » leibliche Geschwister, worunter sich Pansiv mit rechnet, und von welchen die Brüder alle Johann, die Schwestern aber Johanna heissen. 1. Johann Friedrich, 2. Johann Michael, 3. Johann Sigismund, 4. Johann August, 5. Johann Jacob, 6. Johann Carl, 7. Johann Gottfried, 8. Johann Gustav.' Hiernach muss sein Familienname mit K beginnen, worauf auch eine andere Stelle hinweist[4]), und seine Vornamen müssen sich unter den

---

1) R. Rosenbaum, Die Tirolerin in der deutschen Literatur des 18. Jahrh. (Zs. für Kulturgeschichte 4. Folge 5, 46—50. 1898). Catalogus bibliothecae selectae, quam collegit J. J. Schwabe 1785 2, 298 nr. 13570.

2) S. 48: An Clarinden, als sie von Leipzig nach Berlin zoge. — S. 171: in dem schönen Pleiß-Athen (oben S. 391).

3) S. 73: Daniel. So heißet der Universitäts-Wächter zu W., welcher ordentlich in einem grauen Rocke und dicken Stocke gehet. Als ich mich noch auf selbiger Academie aufhielt, wurde dieses Lied auf ihn gemacht: Es sterbe Daniel in seinem grauen Rocke! Der T. hole ihn mit seinem dicken Stocke. — S. 75: Es geht auf unser Unverstät | Zu, wie zu Buxtehude | Denn seiter Str. [Friedrich Strunz war im Sommer 1722 Rektor zu Wittenberg] als Rector geht, | gehn alle Pursche schwude. — S. 92: ein Orthodoxer Pursche zu W. — S. 121: Jungfer Ließgen Kalbs-Kopff zu W. — S. 127: Fischerey vor W. — S. 211: Auf die Geburt Herrn D. S. [J. C. Spener] Söhnleins, dessen Papa eben damahls zum erstenmahle Rector Magnificus war, den 5. Sept. 1726. — Vgl. auch S. 213: Auf D. C. Söhnlein, 1. Januar 1725, und S. 212: Taufe bei Hofrat B[eller] 31. August 1727.

4) S. 238: Er schertzet mit ihr über das Wort Kuß, dessen erster und letzter Buchstabe seinen und ihren Nahmen anzeiget.

acht aufgezählten befinden. Für den Vornamen Carl spricht ein Gedicht S. 210 'Er will sich eine Liebste nehmen, die mit ihm den gleichen Vornahmen hat', worin es heisst: 'Carl muß ein Carolinchen haben . . . oder Charlottchen.'

Weiter hilft uns eine Musterung der noch ungedruckten Wittenberger Universitätsmatrikel, die ich auf der Hallischen Universitätsbibliothek jüngst einsehen konnte[1]), und der von Erler trefflich edierten Leipziger Matrikel. Hiernach kommen in Betracht folgende Namen:

1. Johann Carl Kell, Zwochau Misnicus, dep. et prom. zu Leipzig im Winter 1713 (Erler 3, 192), in Wittenberg am 16. Januar 1719 gratis immatrikuliert.

2. Johann Gottfried Kieslich, Brandis Misnicus, dep. zu Leipzig im Sommer 1719 (Erler 3, 195), in Wittenberg am 26. März 1723 immatrikuliert.

3. Johann Sigismund Kupffer, Merseburg Misnicus, dep. et prom. zu Leipzig im Winter 1719 (Erler 3, 224), in Wittenberg am 28. Mai 1723 immatrikuliert.

4. Johann Friedrich Kirchner, Svidnicio-Silesius, zu Wittenberg am 25. April 1720, in Leipzig am 18. Oktober 1722 immatrikuliert (Erler 3, 197).

5. Johann August Kamprad, Zittau, zu Wittenberg am 2. Mai 1721, in Leipzig im August 1723 immatrikuliert (Erler 3, 188).

6. Johann Gottfried Kleemann, Chemnitz Misnicus, dep. zu Leipzig am 1. Mai 1721 (Erler 3, 198), als Magister J. G. Clemann am 16. Mai 1724 zu Wittenberg immatrikuliert.

Vergleicht man diese Immatrikulationstermine mit den oben für den Wittenberger Aufenthalt unseres Dichters ermittelten Daten 1722 und 1726, so fallen die unter 2, 3 und 6 verzeichneten Studenten fort, die erst 1723 oder 1724 nach Wittenberg kamen, ebenso auch die Nummern 4 und 5, die Wittenberg schon 1722 und 1723 verliessen, man müsste denn den wenig wahrscheinlichen Fall annehmen, dass das Gratulationsgedicht von 1726 aus der Ferne übersandt wurde. Es bleibt also nur der Student Nr. 1 übrig, zugleich der einzige, der den Vornamen Carl trägt und bei dem die Buchstabenzahl des Familiennamens genau zu der Chiffre K » » » stimmt. Ich halte es also für sicher, dass der Dichter Le Pansiv mit seinem bürgerlichen Namen Johann Carl Kell aus Zwochau hiess. Dass er in Leipzig fünf Jahre studierte und es in Wittenberg vielleicht auf weitere 15 Semester brachte[2]), ist leider eine Tatsache, mit der wir uns abfinden müssen.

Eine Bestätigung dieser Schlussfolgerung und weitere Nachricht bringt Rotermunds Fortsetzung zu Jöchers Allgemeinem Gelehrtenlexikon 3, 173 (1810): 'Joh. Carl Kell, ein Student zu Wittenberg, der vermutlich seiner schwachen Gesundheit wegen früh gestorben, schrieb: Die durch geistliche Oden ihr Herz zu Gott erhebende Sulamithin, Frankfurt und Leipzig 1728. 8°. Es sind noch drei auserlesene Gedichte beigefügt, nämlich Davids Klage um seinen getreuen Jonathan und ertödteten Absalon, Der betrübte Jephta, Der weinende Petrus, und einige schöne Lieder, die der Verfasser in seiner Krankheit verfertiget.' Diese Notizen sind aus Wetzels Hymnopoeographia 4, 270 (1728) geschöpft. In E. Kochs Geschichte des Kirchenliedes und bei Goedeke sucht man seinen Namen vergebens. Da ich ein Exemplar dieser geistlichen Dichtungen bisher nicht auftreiben konnte, muss ich mir versagen, die verschiedenen Seiten von Kells keineswegs geringer Begabung zu würdigen; auch sein Verhältnis zu älteren und zeit-

---

1) Beiläufig notiere ich daraus: Jo. Christianus Güntherus, Strega-Sil. Med. stud. 25. Nov. 1715; Johann. Christianus Troemer, Dresd. Misn. 24. Okt. 1718; Friedrich Wilhelm FreyHerr von Kyau 22. Sept. 1724.

2) Möglich ist freilich auch, dass Kell 1726 nicht mehr Student war.

genössischen Dichtern wie Weise, Rothmann, Stoppe, Günther darzulegen ist hier kaum der Ort[1]).

Dagegen verdanke ich Herrn Hauptmann H. R. Kell in Berlin-Lankwitz, der sich mit der Geschichte seiner Familie eingehend beschäftigt hat[2]), noch eine erwünschte Aufklärung über die persönlichen Verhältnisse des Dichters. Johann Carl Kell erblickte zu Zwochau bei Delitzsch am 7. März 1693 als neuntes Kind des dortigen Pfarrers Johann Michael Kell (1646—1719) und seiner Frau Christine Sibylle geb. Sultzberger (1661—1748) das Licht der Welt. Seine Vorfahren, die sich bis auf den 1542 in Wittenberg immatrikulierten Bartholomäus Kell zurückverfolgen lassen, gehörten sämtlich dem geistlichen Stande an und wirkten in Thüringen und Sachsen. Unter seinen Brüdern liess sich der eine, Johann Gottfried, als Kaufmann in Dresden nieder, während Johann Jakob nach Ungarn ging und dort seinen Glauben wechselte; von ihnen stammen zwei noch blühende Zweige der Familie Kell ab. Das Todesjahr des Dichters Johann Carl ist unbekannt.

Berlin. Johannes Bolte.

Braunschweigische Volksreime.

(Vgl. oben S. 293—297 Nr. 1—75.)

Selten werden, im Gegensatze zu dem Volksliede, in den Volksreimen Töne angeschlagen, die unser Gefühl erregen. Aber es kommt doch vor:

76. Ich bin so arm und habe nichts,
Wohl alles, was mein eigen ist:
Ein Blättchen von der Linde,
Das schenk' ich meinem Kinde.

77. Fru Hilgendagen nâr Kerke ging
Mit ören ruen Hänschen (= Handschuhen),
In der einen Hand harr' se en Bauk,
In der andern en Rosenkränschen.

Und eine Variante zu dem Handel:

78. Ihr Diener, Herr Prätorius,
Wat kost denn öre Greben?
Se sind ja alle glike plus,
Wat sall ik vor't Vertel geben?
Seben Matthier. Seben Matthier?
Dë mag de Düwel geben
Vor dine Lusegreben.

Du lieber Gott in deinem Reich,
Da stât ja fette Greben,
Vor dir wir sind uns alle gleich,
Wat schall ik vor't Vertel geben?
En Sechser.
Nun bitte ich dich aus Herzensgrund,
Dat sind ja twei gude Groschen et Pund,
Dat kann ik unmöglich geben
Vor dei magern Greben.

79. Einen Schau un einen Slarmen,
Is dat nich taun Gotterbarmen?

---

1) Ich verweise nur auf Poetische Grillen S. 1 (Geht ihr stillen Seufzer hin), S. 7 (Immerhin, Eigensinn. 'Morgenrot-Strophe', vgl. Kopp, Volks- und Studentenlied in vorklassischer Zeit 1899 S. 75), S. 140 (Meine Hoffnung stehet feste), S. 172 (Schwartze Augen, schwartze Haare). — Melodien: Ihr vergnügten Stunden (S. 30. Anders Friedlaender, Lied des 18. Jahrh. 1, 271), Bezuckerter Mund (S. 36), Cupido bleibe mir vom Leibe (S. 250. Rottmann, Lustiger Poete 1711 S. 85). — Lektüre: Talander, Schauplatz der Unglückselig-Verliebten 1697 (S. 196), Morvan abbé de Bellegarde, Réflexions sur le ridicule 1698, deutsch: Betrachtungen über die Auslachens-Würdigkeit, Leipzig 1710 (S. 195).

2) Das Haus Kell (Plauen 1898). Nachrichten-Blätter der Familie Kell 1 (Berlin 1909).

80. Du leiwer Gott,
Wer deinen mot
Und hat man ein Paar Schau
Un treckt se alle Dage an,
Var. Un da man ein Paar Strümpe tau,
„ Un wer sau dralle lopen mot,
„ Un abends noch nân Mäkens löpt,
Denn gat se balle datau.

81. Du leiwer Gott,
Wer deinen mot
Un hat man einen Rock.
Rock, hake doch,
Rock, hake doch,
Du leiwer Gott,
Wer deinen mot.

82. Gott bewahr' uns hüte
Vor allerlei Lüe,
Vor en Düwel un vor en Dod,
Vor en Verwalter un vor en Vogt,
Vor en Afkaten un Juristen,
Dat sünd sess böse Christen.

Mit der Welt zerfallen scheint der Vater zu sein, der seinen Kindern auf die Bitte um Brot erwidert:

83. Wat?
De Katte hat en Gat,
De Kater hat en Klot,
Dat is din Morgenbrot.

Der Spott geht in den Volksreimen besonders über die Handwerker her, aber auch über die Pastoren. Beim Spinnen wurden die Mannsleute, die in der Spinnstube erschienen, von den Frauensleuten mit den Worten geärgert:

84. Mannslüe gift es sau vel in der Welt,
Man kann se ja wol kriegen vor en geringet Geld,
Sebben vor en Drier, dat is ja nich vel,
Da kann man se vor bruken as en Bessenstel.

Dem Fremden ruft man auf dem Lande, um ihn zu ärgern, zu:

85. Hans von Peine
Härr' en wit Perd,
Dat harre ne fahle Snute,
Mit einen Oge konnet nich seihn,
Dat andere was ne ute.

Von den Handwerkern und Gewerbetreibenden werden besonders gern die Schornsteinfeger angerufen und die Schneider verspottet:

86. Schosteinfeger,
Hosendräger,
Ticke tacke ticke tacke bum bum bum,
Sleit sine Fru im Huse rum.

87. Schosteinfeger,
Hosendräger,
Mak mik mal de Lenne swart.

88. Schosteinfeger,
Hosendräger,
Bessenbinner,
Stratenschinner.

89. Der Schneider und die Laus,
Die forderten sich heraus,
Und wäre der Floh nicht zugesprungen,
So hätte die Laus den Schneider bezwungen.

[Vgl. A. Keller, Die Handwerker im Volkshumor 1912 S. 103.]

90. Und wenn der Schneider wichtig [= richtig?] ist,
So wiegt er sieben Pfund,
Und wenn er die nicht wiegen tut,
So ist er nicht gesund.

[Keller a. a. O. S. 100.]

91. Tipp tappen tipp tappen,
Vom Himpten twei Matten,
Vom Scheppel en Vert
Is de Mülder nich wert. [Keller S. 25.]

92. Mülder Mülder Mahler
Verdeint en Dag en Daler,
En Daler is tau wenig,
Verdeint en Dag en Pennig.

93. Scheppelmann mit sinen Gesellen
Maket de Schau ut Musefellen,
Hei peket se nich,
Hei trecket se nich,
Drum holt Scheppelmannen sine Schau ok nich.

94. Böttcher, Böttcher, bum bum bum,
Hau mik nich de Näse krumm.
[Keller S. 25.]

95. Scherensliper Oppermann
Kumt mit siner Kare an,
Foirt e hen na Horenborg,
Da kann e nich vor Drecke dorch,
Foirt e hen na Achen,
Da daut de Mäkens lachen.

Stolz sind die Bäcker:

96. Die Bäcker, das sind edle Knaben,
Was die von Händen und Füßen schaben,
Das können sie vor Kaiser und Könige tragen.

Und die Tischler:

97. Eier use Herrgott let en Discher verdarben,
Eier let e en olt Wif starben.

Denn:

97a. Ist auch der Geizige noch so karg,
So mach' ich ihm doch einen Sarg,
Un den schall e gut betalen.

Geärgert aber wird wieder der Handelsmann bei seinem Erscheinen im Dorfe:

98. Guden Dag, Herr Trilleke,
Wat haste in diner Kiepe?
Reubenstele, Pümpelbeeren,
Dicke, fette Grütte.

Trotz aller Verehrung wird aber auch der Pastor gern verspottet und ihm Böses nachgesagt:

99. In Dummelbeck, in Dummelbeck
Ist Sitte und Gebrauch:
Dem Pfaffen ist das Schwein gestohlen,
Beim Kantor hängt es im Rauch.
In Dummelbeck, in Dummelbeck
Ist Sitte und Gebrauch:
Der Pfaffe liegt bei allen Frauen,
Bei meiner Mutter auch.

Ein Junge singt:

100. Hier min Endchen, da min Endchen,
Hier min Endchen ok.
Min Vader hat dem Paster de Swine stolen,
Se hänget alle im Rok.
Hier min Endchen, da min Endchen,
Hier min Endchen ok,
De Paster hat bi miner Mutter eslapen
Un bi der Vorsteherschen ok.

Dem Pastor in Corvey musste ein Edelmann eine zwei Ellen lange Mettwurst schicken. Als er eines Jahres ein finniges Schwein hatte, liess er die Wurst von dem finnigen Fleische machen und schickte sie dem Pastor. Dieser aber warf sie ihm während der Kirche von der Kanzel mit den Worten in seinen Stuhl:

101. Grossmut ziert den Edelmann,
Aber nicht sein Beginnen.
Die Würste hat er schlaff gemacht,
Dazu sind's lauter Finnen.
Da kommt er in die Kirche her
Zu singen Gottes Lieder,
Zu hören Gottes Wort.
Da hast du deine Würste wieder.

Die Lust an der Reimerei zeigt sich bei tausend Gelegenheiten, jede Möglichkeit wird benutzt:

102. Immer feste
Op de Weste.

103. Dat is anders
Bi Sanders.

104. Kaffei
Den mag hei.

105. Den einen tau Danke,
Den andern tau Stanke.

106. Lirum larum Leppelstel,
Wer düt nich kann, dë kann nich vel.

107. Lirum larum Löffelstiel,
Alte Weiber fressen viel,
Junge müssen fasten,
Dat Geld, dat lît im Kasten.

108. Platz vor en Major,
De Madam will da dor.

109. Annemarie, was tuste?
Ik sitt' am Für un puste.

110. Prost
Segt Jost,
Da fate sine Mutter an de Juchhei,
Un wat mak hei?
Besprung sei.

111. Herr Pastor, wett se wat Nies?
Use Hund schitt Mathiers.

112. Adam un Eva
Saten op en Sofa (Var. in en Vērvä),
Adam let en Pup,
Eva moste rut.

113. Adam bett Eva,
Eva bett wedder
Un bett Adam in't Ledder (= Fell, Haut).

114. Isaak un Jakob
Betten sik um en Schapskop,
Isaak beit better,
Beit Jakob int Letter,
Jakob beit tau,
Beit Isaak in en Schau,
Isaak beit dulder,
Beit Jakob in en Snulder.

115. Hinrik Pape
Fallt vom Dake,
Fallt in de Renne,
Brickt sik de Lenne,
Fallt in de Gote,
Watsch is e dote.

116. Use Fru Pastoren
Hat ne hadoren, (Schörte vor)
Un de Fru Kantern
Hat ne ganz andere,
Un de Fru Föstern
Hat ne manschestern (Snuftabacksdos).

117. Use Katt' hat Junke,
Negene an der Tal,
Sebben ohne Swänze,
Is dat nich fatal?
Use Kater sprikt:
Ik ernähr' se nich.
Geit de ganze Sippschaft na en Schöppengericht.

118. Wat wutte mit en Fleigenklapp?
Makst de Wand man smutzig,
Leg se wedder in et Schapp,
Krischan, si nich trutzig.

119. Et war emal en Mann,
Dë harre keinen Kamm,
Da ging e hen nâr Elbe,
Da harre ganze twölwe,
Da ging e hen nân Toren,
Da harre se alle verloren,
Da keik e dorch de Ritze,
Da harre se all' in der Mütze (oder: im Dipse).
Var.: Da fel e in en Dreck,
Da waren se alle weg,
Da ging e hen nâr Leine,
Da harre ganze teine.

120. Seg emal: hundert.
Din Vader schitt in de Hose, dat et buldert,
Seg emal: dusent.
Din Vader schitt in de Hose, dat et bruset.

121. Wenn's Zehnmarkstücke regnet
Und Zwanzigmarkstücke schneit,
Dann bitten wir unsern Herrgott,
Daß das Wetter immer so bleibt.

122. Werhat denn nur den Dampf erdacht,
Die Fuhrleut' um ihr Brot gebracht?
Die sind jetzt wahrhaft übel dran,
Der Teufel hole die Eisenbahn.

123. Guden Dag, guden Dag, Fru Wiweken,
Wat hat se in ören Liweken?
En Pott vull dicke Grütte.
Dat is ja garnist nütte.

124. Dit un dat is ute,
Lat uns mal na Greitjen gan,
Et hat ne scheiwe Snute, } die ersten 3 Verse verbreitet.
Lat s' uns leike slan.
Et kann nich flicken, et kann nich neihn,
Et kann kein Spinnrad ümme dreihn,
Et is en aulen Urah,
Et hat ne scheiwe Huft.

Einem roten Hahn können die Hexen nichts anhaben, daher der Vers:

125. Hahne witt,
Rek' ik en Schitt;
Hahne rot,
Dat is en Hexen or Dod.

Beim Setzen einer Klucke sagte man:

126. Ik sette dik wie ne junke Brut,
Wat ik dik underlege, dat bringste mik ut.

Glück bringt es, wenn man sieht:

127. Plaug in Tögen (im Ziehn, in der Bewegung),
Ütsche im Drögen,
Heilebart im Flögen (= Fliegen).

Gespräch zwischen Alten und Jungen bei der sonntäglichen Zusammenkunft im Wirtshause:

Die Jungen:
128. Ihr Alten, ihr könnt lustig sein,
Ihr hattet damals Glück,
Bei uns stellt sich der Kummer ein,
Das ist ein dummes Stück.

Die Alten:
Ji junken Gäste meint dat sau,
Ji willt vel junkerieren gân,
Dat will de Tit ok nich verdrân.

Die Jungen:
Ihr meint, das grosse Wolkenhaus (= Dreimaster),
Das ist die rechte Pracht,
Ein runder sicht viel schöner aus
Zu unsrer Kleider Tracht,
Ein runder ist auch nicht so teuer
Als wie solch grosses Ungeheuer.

Vor etwa hundert Jahren spielten die Pastoren der Umgegend in der Papiermühle in Sickte. Da schrieben eines Tages die Papiermachergesellen folgende Reime an die Tür:

129. Holt mir mal die Karten her,
Sprach der Pastor Vogeler,
Das ist ja gerade mein Wille,
Sprach der Pastor Hille,
Und ich spiele auch mit,
Sprach der Pastor Kaselitz,
Also bin ich der vierte Mann,
Sprach der dicke Bergmann,
Also wär' ich übrig,
Sprach der Pastor Bührig,
Und ich bin auch noch da,
Sprach der Pastor Du Roi.

Nun noch zum Schluss ein paar Reime, die an Vor- und Familiennamen angehängt werden:

130. Anna Panna Leberwost,
Lewet dine Mutter noch?
Ja, ja, ja, se lewet noch,
Lît im Bedde un lachet noch.

131. Anna Susanna,
Sett de Pöttjen op't Für,
Koke Bohnen, koke Bohnen,
Et Brot is sau dür.

132. Marie Maracke,
De dicke, fette Klacke,
Sitt undern Saldaten,
Kann't hauren nich laten.

133. Andreis — fritt Schapfleisch.

134. David — trecke de Hose wît.

135. Fritze Bidewitze
Bidewittkop Matitze,
Du scheifbeinige Fritze.

136. Gust, Gust,
Leberwost,
Lewet jue Frue noch?
Ja, ja, se lewet noch
Un wackelt mit en Swanze.

137. Heinrichmann
Von Peine kam,
Harre keine Hose an.

138. Vadder Jakob, Vadder Jakob,
Mak mik en Paar Schau!
Du Dickkop, du Dickkop,
Du dogster nich tau.

139. Jakob,
Sparr' en Ars op,
Sparre ne aber nich tau wit op.

140. Jakob,
Smer Botter op,
Smer aber nich tau vel op,
Süs hängt dik de Vader mit en Strick op.

141. Krischan,
Lat de Botter stân.

142. Krischan, Krischan Pipendeckel
Kann nich ober't Water recken.

143. Bosse — Osse,
Wenn e keine Boltjen hat,
Fritt e sik an Sirup satt.

144. Fricke — sitt im Knicke,
Hat de Lüse op en Stricke,
Tritt se op en Panzen,
Denn fänget se an tau danzen.

145. Kater — swimmet op en Water,
Fänget sik en Fisch,
Legt ne op en Disch.

146. Klaes — makt Spaß.

147. Tante Meier
Legt twei Eier
In den Sand,
Kummt de Grand,
Nimmt de Eier,
O wie freut sik Tante Meier.

148. Ost — prost Jahrmarcht,
Vadder, sind en ji dat?
Gewet mik en Twiback.

149. Otte — fritt et Fleisch ut en Potte,
Let de Bräue innestân,
Segt, de Kater hat't edân.

150. Schütte — schitt in de Pütte.

151. Hermann Täger,
Schosteinfeger,
Bessenbinner,
Stratenschinner.

Braunschweig. Otto Schütte.

Über Tiroler Bauernhochzeiten und Primizen.

1. Hochzeitsitten aus Wildschönau.

Franz Friedrich Kohl hat uns in seinem Buche 'Die Tiroler Bauernhochzeit'[1]) in dankenswerter Weise mit Sitten, Bräuchen, Sprüchen, Liedern und Tänzen, die mit der alttirolischen bäuerlichen Hochzeit verbunden sind, bekannt gemacht[2]). Leider schwinden alle diese Dinge in rasender Eile hin, und feierliche Bauern-

1) Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde Bd. 3. Wien 1908.

2) Kohl stellt S. 209 die ältere Literatur fleissig zusammen. Beizufügen wäre noch Panorama des Universums (Prag) 1838 S. 8 (Zillertal, Ampezzo, Predazzo) und 1839 S. 43. Neues ist recht wenig dazugekommen und sei hier aufgezählt: L. Pirkl und F. F. Kohl, Hochzeitslieder aus Tirol (Quellen und Forschungen Bd. 6. Wien 1908. S. 88); Hörmann, Tiroler Volksleben (1909) S. 355; Hochzeitladung aus dem Pustertal (Lienzer Nachrichten 6. Februar 1910); Hans Sturmfeder, Hochzeitsgebräuche (Allg. Tir. Anzeiger 8. Februar 1912).

hochzeiten nach altem Stile gehören schon zu den grössten Seltenheiten, von denen sogar die Tagesblätter sprechen. Ich kann mich nicht enthalten, hier einige derartige Notizen aus Tiroler Zeitungen, die sich auf das bei Kohl nicht berücksichtigte Wildschönau beziehen, wiederzugeben. Mir scheint das um so verlockender, als derlei Dinge meist ganz unbeachtet bleiben und verloren gehen. Im 'Allgemeinen Tiroler Anzeiger' vom 28. Januar 1909 lese ich:

„Hochzeitssitte. Aus Oberau wird uns vom 26. Jänner geschrieben: Gestern wurde hier Herr Josef Leiter aus Reith mit Margreth Unterberger, Bauerntochter von Unterbierschwend, getraut. Selbstverständlich ging es kreuzfidel her. Besonderen Beifall ernteten die hier noch üblichen drei 'Brautg'sangl' mit folgendem Wortlaut:

Unter Glockenläuten
Gingen heute zum Altar
Und schwörten sich die Treue
Ein neues Ehepaar.
Segen und Glück begleite
Im Leben euch dahin,

Tuats recht friedlich leben
Und seid's oa Herz, oa Sinn,
Brave Kinder sollt ihr kriagn
Und recht alt sollt ihr wearn,
Das ist heute unsere Bitte,
Bei unsern Gott und Herrn.

Der Bräutigam, sowie die Hochzeitsgäste umkreisten die Braut mit den dazu bestimmten Tänzen und horchten gespannt auf die „Brautg'sangl". Des Bräutigams Hut wird vorher mit dem Kranz der Braut geschmückt; hernach waren die Bauerntänze, drei für Fütterer und ebensoviel für Fuhrleute; dann wurde wieder vereint fortgetanzt. — Montag, den 8. Februar, haben wir wieder grosse Bauernhochzeit."

Die Wildschönau, die in der Oberau liegt, ist wohl das weltentlegenste Tal Tirols, das daher überraschend viel von altem Volksgute erhalten hat[1]). Erst unlängst fand hier wieder eine grosse Bauernhochzeit statt und der 'Allg. Tiroler Anzeiger' vom 2. Januar 1913 schreibt darüber:

„Eine Alttiroler Bauernhochzeit. Aus Wildschönau schreibt man uns: Wie kaum ein zweites Tal Tirols hat die ringsum von Bergen umschlossene Wildschönau, bewohnt von einer bodenständigen Bevölkerung, alte Sitten und Gebräuche bewahrt. Leider ist auch hier die alte Volkstracht verschwunden. Der von Maler Riesmann gegründete und geleitete Trachtenverein „Wildschönauer Sturmlöda" zeigt noch, wie malerisch diese Kleidung mit ihren hohen Hüten, langen braunen Haftelröcken und schön gemodelten Strümpfen gewesen. Noch vor zirka fünfzig Jahren war diese Gewandung bei Hochzeiten ausschliesslich gebraucht, bis leider auch da Nachahmungstrieb und Bequemlichkeit mit der Tracht aufräumte und die charakterlose Allerweltskleidung Eingang fand; doch hat sich der Wildschönauer Bauer noch einige Eigentümlichkeiten in seiner Kleidung bewahrt, hat sich aber bisher noch nicht erschwungen, für Schützen und Musikanten die alte Tracht wieder einzuführen. Abgesehen von der Kleidung, haben sich noch jahrhundertealte Gebräuche bei den grossen Bauernhochzeiten mit ihren Vor- und Nachfeiern (Hochzeitladen, Wazumführen, Nachtanz usw.) in die Jetztzeit herübergerettet. Eine solche althergebrachte Hochzeit ist in Auffach am 13. Jänner um 10 Uhr vormittags. Brautleute sind Anna Weissbacher, Wirtstochter, und Konrad Hausberger, Gastwirt und Viehhändler in Brixlegg. Freunde echten Volkstums würden bei einem Besuche der Wildschönau sicher auf ihre Rechnung kommen. Von der Station Kundl in zwei Stunden erreichbar."

Dass die Hochzeit tatsächlich in so feierlicher Weise stattgefunden hat, beweisst der Festbericht desselben Blattes vom 16. Januar 1913. Nicht weniger als 430 Gäste beteiligten sich an der Hochzeit. Das Wort 'Wazum', das in der

1) Vgl. auch die reichen Sagenbestände bei J. v. Zingerle, Sagen aus Tirol (Innsbruck 1891) und A. Heyl, Volkssagen usw. aus Tirol (Brixen 1897).

vorstehenden Notiz vorkommt, ist dunkel. Was es bedeutet, geht aus einer Einsendung hervor, die sich zufällig auch in der zitierten 'Anzeiger'-Nummer vom 16. Januar befindet:

„Unfall beim Wazum in Alpbach. Man schreibt uns von dort: Am 11. Jänner wurde in Alpbach nach altem Brauch der Wazum gefeiert, darunter versteht man die Gegenstände der Braut,* die sie mit Ross und Schlitten in des Bräutigams Haus bringen lässt. Auf dem Wege über eine mehrere Meter hohe Brücke stürzten zwei Fuhren samt Pferd und drei Männer in den Graben. Mit grosser Mühe konnte man Pferd und Gegenstände heraufbringen. Vom Unglück kann man trotzdem nicht reden, weil es bei Menschen und Pferd nur mit Hautabschürfungen abgegangen ist. Die schönen Möbel samt Inhalt freilich sind grösstenteils beschädigt."

Kohl kennt Brauch und Wort aus dem benachbarten Brixentale[1]); eine Ableitung gibt er aber nicht. Auch ich kann nur eine Vermutung bieten. Im ersten Teile des Wortes scheint mir wat (= Gewand, Wäsche) vorzuliegen; der zweite Teil ist möglicherweise mit soum (= Saumlast) zusammenzustellen[2]). Der Sinn lässt die Deutung wat-soum jedenfalls zu.

2. Brautbegehren und Klausenmacherreim aus dem Pustertal.

Zu den interessantesten Einzelheiten bei der tirolischen Bauernhochzeit gehören die feststehenden oder auch eigens, aber immer nach altem Herkommen und in Anwendung alter Formeln zusammengestellten gereimten Reden, die keinen kleinen Raum unter den Festlichkeiten einnehmen. Es ergeben sich Anlässe genug dazu: beim Hochzeitladen, beim Brautbegehren, beim Klausen- oder Zaunmachen, das mancherorts sogar zweimal stattfindet, beim Brautstehlen, bei der Übergabe der Braut an den Bräutigam, beim Dank an die Hochzeitsgäste in der Sakristei oder bei den verschiedenen Mahlzeiten[3]) — überall sind wohlgesetzte Reden notwendig, die zu allermeist vom Brautführer bestritten werden. Das Merkwürdigste an ihnen ist jedenfalls die Form, deren Ähnlichkeit mit Makamen schon oft betont worden ist. Diese Dichtart tritt auch noch bei anderen Typen volkstümlicher Poesie auf, zumal beim Pasquill[4]), daneben aber auch (allerdings schon mehr zum Knittelvers neigend) bei Liebesbriefen[5]), Inschriften, Nachtwächterreimen.

Ein noch unveröffentlichtes Brautbegehren samt Klausenmacherreim lege ich hier vor. Ich besitze es in bäuerlicher Handschrift[6]) des Jahres 1882 aus Sonnenburg (bei St. Lorenzen im Pustertale) und erhielt es von P. Gaudenz Koch O. C. Das Stück zählt zu den umfänglichsten, die ich kenne. Es weist an vielen Stellen gemeinsame Verse mit von Kohl veröffentlichten Proben von Hochzeitladungen und Brautbegehren auf, im grossen und ganzen ist es aber selbständig. Der Klausenreim weist grosse Ähnlichkeiten mit schon bekanntgemachten aus dem Pustertale auf[7]). Wie es bei einer Hochzeit in dieser Gegend zugeht, kann man bei

1) A. a. O. S. 259.

2) Über den Wandel von mhd. -oum in -ūm s. Schatz, Die Tirolische Mundart, Ztschr. d. Ferdinandeums 1903 S. 33.

3) Nur selten kommen heute noch alle diese Phasen der Bauernhochzeit in voller Entwicklung zugleich vor; aber mehrere von ihnen finden sich überall.

4) Probe bei Kohl a. a. O. S. 184.

5) Probe in Zs. f. öst. Volkskunde 8, 260.

6) Die Handschrift ist mit deutschen Buchstaben geschrieben. Die lateinische Schrift verwendet der Bauer fast nie. Ich weiss nicht, ob der unterzeichnete Johann Mair das Stück selbst geschrieben hat oder ob mir eine Abschrift vorliegt. Manches deutet aufs letztere.

7) Siehe die Anmerkungen zum Texte.

Kohl nachlesen[1]). Hier sei nur erwähnt, dass das Brautbegehren am Hochzeitstage in der Früh stattfindet; der Brautführer erscheint in Festkleidern und spricht die Reimrede herunter. Die Klause wird, wie hier schon aus der Handschrift hervorgeht, in der Haustür, also beim Verlassen des Hauses gemacht.

Ich gebe hier das Stück in Sprache und Orthographie des Originals. Es besteht kein Zweifel, dass das Volk bei solchen Gelegenheiten nicht die reine Mundart spricht, sondern der Schriftsprache sich anzunähern versucht, wodurch das sogenannte Bauernhochdeutsch sich bildet, dessen merkwürdige Grandezza auf den Städter sehr drollig wirkt. Gewiss ist es der Festlegung wert, und mir scheint es unrecht zu sein, wenn diese Volksdichtungen mechanisch auf den Dialekt zurückgeführt werden, wie es oft geschieht. Aus dem vorliegenden Beispiele kann man ganz deutlich entnehmen, dass der Redner die ernsten Teile seines Sermons in gehobener Sprache, die humoristischen in reiner Mundart gibt. Von diesem Standpunkte aus wird nun auch die Frage der Schreibung schwierig, und es ist, wenn man eine bäuerliche Handschrift hat, wohl am besten, sie unverfälscht wiederzugeben. Es scheint mir ja auch nicht ganz interesselos, das Volk in dieser Hinsicht zu beobachten; es ergibt sich, dass sich der Bauer mit dem schriftlichen Ausdrucke seiner mundartlichen Eigenheiten nicht besonders gut abzufinden weiss, und man darf gewiss behaupten, dass eine ländliche Niederschrift mehr Elemente höherer Redeweise enthält, als der Schreiber sprechen würde. Vielleicht kann aus solchen Beobachtungen auch die Dialektforschung einigen Nutzen ziehen. — Einzelheiten sind in Anmerkungen zum Texte erklärt.

Brautbegehren 1882.

Der Friede sei mit Euch und mit dem ganzen Haus
und mit allen, die da gien ein und aus.
Guten Morgend, liebe Freund und alle liebe Nachbarsleut,
im Nahmen des Herrn bin ich hereingetretn,
5 die christliche Jungfrau Braut zu begehren, hier in das Haus,
zu richten folgende Botschaft aus.
Grüs Euch Gott, liebste Eltern u. die Jungfrau Braut zusamm,
der Grus komt von Ihren herzliebsten Bräitigam,
auch alle herzlibsten Nachbarn und Freunde und alle in diesen Haus,
10 keines ist davon geschloßen aus;
den wir sind unwürdige Abgesande von Bräutigam aus,
und sein bestellt hierher zu fahren
und Euch anstatt des Bräutigams eine Bitte vorzutragen,
der Bräutigam verspricht, die ganze Freundschaft[2]) zu erkenn[3]),
15 und will sie zu seiner liebsten Schwagerschaft an- u. aufnem.
Er laßt Euch einmal erstens bitten um Lieb und Gunst und um einen geneigten Willen,
u. wir wollen unsere aufgetragenen Pflichten erfüllen,
zweitens laßt er Euch bitten um Lieb und um Treu,
dann hofft er der Beistand ist schon dabei,
20 drittens laßt er euch bitten allen u. jeden in diesen Haus,
keines ist davon geschlossen aus,
viertens thun wir Abgesande bitten, das Ihr uns wollt helfen begünstigen, die J. B., Eure Tochter, von Hause zu führen,
wie Ihr sie den geliebten Bräutgam habt anvertraut,
dan werden wir mit der Jungfrau Braut

1) S. 239 (Hochzeit zu Sand in Taufers am Ausgange des Ahrntales).
2) = Verwandtschaft. — 3) = anzuerkennen.

25 fahren über alle Weg und Steg
über alle Gassen und Strassen
in das löb. Gotteshaus, in die hl. Stadt[1]),
wo der Bräutigam seinen Aufenthalt hat[2]),
dort werden wir sie über den Gottesacker begleiten,
30 wo die verstorbenen Freunde ruhen, wollen wir hinüberschreiten.
Wir wollen auf sie gedenken
u. bitten, das Ihnen Gott die ewige Ruhe wird schenken.
Dan werden auch diese Freunde uns helfen, die Brautpersonen begleiten
in das Haus das Allmächtigen, wo sie verlangen,
35 das Sakrament zu empfangen,
und vor den Angesicht eines gegenwärtigen Pristers, der sie mit seiner Hand
vertauschen wird in den Ehstand.
Alsdan werst[3]) abgehalten werden ein feierliches Hochzeitamt mit einer hl. Messen,
und darunter sollen wir zur hochzeitgeladene Gäste auch unsere Pflicht und
Schuldigkeit nicht vergessen,
40 den wir sind nicht nur eingeladen heunt,
zu essn u. zu trinkn, wie es gegenwärtig scheint,
sondern es ist uns auch aufgetragen, bei den heiligen Mesopfer, bei dieser so
kostbaren Zeit
unsere Hände und Herz zu Gott hinaufzuhöbn in stiller Zurückgezogenheit
und Gott inständig zu bitten,
45 er wolle seine Gnade über uns alle und besonders über das neue Ehpaar ausschütten.
Also mithin wollen wir frei bitten und beten,
besonders für die zwei Brautpersonen, die in den Ehstand treten,
wir wollen für sie betn um Glück und Segen,
um gesunde tage und langes Leben,
50 und wen Sie Gott soll mit einer Jugend[4]) beglücken,
das sie Ihre anvertrauten Seelen kön in den Himmel schicken,
bei diesen Gottesdienst ist die ganze Freundschaft hocherfreut,
weil im ganzen Himmel ein Thriumpf entsteht,
den Gott mit seiner allmächtigen Hand
55 segnet diesen heiligen Ehstand,
der Beruf fließt vom Himmelssaal
herab auf diese Ehgemahl.
Alsdann werden wir sie hinbegleiten zum hoch Altar, Jesum Christum den
Gekreuzigten zu küssen
und aus einen Becher den St. Johannessegen zu genießen[5]),
60 zum Andenken, das Jesus Christus selbst sechs steinerne Krüge voll Wasser
verwandelt hat in den Wein,
alsdan werden die Ceremonien in der Kirche beisamen sein,
der Johannessegen, was übrig bleibt,
werst unter die andern Hochzeitsgäst ausgetheilt,
den soll wir gottselig genießen
65 und hübsch klug übern Hals ogngießn[6]),
das er lustig ogn[6]) rinnt,
das man ihn gewohnt geschwind.

1) V. 16—27 vgl. Kohl S. 143 (Brautbegehren aus dem Hochpustertal).
2) Der Bräutigam ist also hier in der Kirche wartend gedacht.
3) In der Pustertaler Ma. wird (Zungen-)r vor dentalem Verschlusslaut rs, rš, also werst, forst, Wirst für wird, fort, Wirt. Vgl. Schatz S. 23. — 4) = mit Kindern.
5) Der Johannissegentrunk kehrt, wie man aus Kohl entnehmen kann, fast in ganz Tirol wieder. — 6) ogn = in Pustertaler Ma. hinunter.

Alsdann werden wir sie begleiten zur Kirche hinaus
und hin zun N. N. in sei Haus,
70 da werden aus der Kuchl kem allerhand Schnaplan[1])
von Hiendlen und Haplan[2]),
allerhand Schinkn
von Schneckn und von Finkn[3]),
kurz allerhand Spezerein,
75 da kan ein jeder essn, wie langs ihn thut freudn,
und aus den Keller werst kem der lebhafteste Geist,
wies bei Hochzeitgästen heißt,
von Spieleutn werd ich schweigen,
aber die Engl werdn von Himmel kem mit Geigen,
80 de werdn mochn die Soatn zu klingl,
das die Jungfraun am Tanzboden immer mögn spring.
Dan seid ehrlich lustig,
dan machts enk recht durstig,
der Wirst[4]), der sichts gern,
85 wen die Gschirre laar werdn,
den wer in Wirsthaus nicht ehrlich lustig ist und zu Kirchn ött[5]) fleißig bettn will, den muß ich sogn,
der ist an die Hochzeit zu gien untauglich, der kerat[6]) hoam zu jogn.
Auf die Nacht mit hoam gien, da hats nicht so zu bedeiten,
die Jungfrauen ken bleiben, weil sis thut freud,
90 und die Buben ken bleiben, weils der Geldpeutl thut derleidn.
Alsdan werst Nacht und Abend kem,
da werst der Bräutigam die Braut mit sich nach Hause nehm,
er werst ihr übergebn die Schlüßl zu Kuchl, Keller und Kasten und allen übrigen Tühren[7]),
wie es einer ehrlichen Hausbeurin thut gebühren,
95 er werst Ihr gebn die Schlüßl in Ihre Hand[8]),
damit sie kan führen ein ganzes Regiment,
und wen öpper[9]) der Mann mit dem Weibe will regieren oder schaffen[10]),
so soll sie ihn ött vieltrützige Rödn untern[11]) machn,
sonst kant sich der Mann in gahling[12]) getraun,
100 den Weib ein paar augzuhaun.
Alsdan werden sie Urlaub nehm von Eltern und Befreundeten
Und der Bräutigam werst die Jungfrau Braut hinbegleiten
zu seinem lieben Vater und wird sagen: Vater, lieber Vater, nun ist der Tag verschwunden,
wo ich meine Freude hab gefunden,
105 lebet wohl, in Friede und in Freude
wollen wir auf dieser Welt leben, bis wir zur Pforte des Himmels scheiden.
Alsdan werst die Jungfrau Braut Ihr Auge auf ihre liebe Muter wenden,
weil sich der Tag bald wird enden,
und wird sagen: Mutter, liebe Mutter, dies ist zwar ein Tag der Freude,
110 aber doch muß ich weinend von Euch scheiden,
dies ist mein Wünschen und Denken,
das Euch Gott soll ein langes Leben und die Krone des Himmels schenken.
Alsdan werst der Vater hinbliken auf den Bräutigam, seinen Sohn,
und wird sich denken, wie Gott alles führen und leiten kan auf seinen Himmelstrohn,

1) = Schnabulierereien. — 2) Hap = Kleinvieh. — 3) V. 70—73 vgl. Kohl S. 124 (Ladereim aus dem Tauferer- und Ahrntal). — 4) = Wirt, vgl. S. 403 Anm. 3. — 5) = nicht. — 6) = gehörte. — 7) V. 93 vgl. Kohl S. 143 (Brautbegehren aus dem Hochpustertal). — 8) Ursprünglich hiess es hier jedenfalls 'Händ'. — 9) = etwa. — 10) = befehlen. — 11) = darunter. — 12) = jählings.

115 er wünscht den Bräutigam wahres Glück auf diesen Erdenleben
und will auch, das er sich soll nach Gott und zu den Himmel streben.
Alsdan werst die ganze Freundschaft den Entschluß fassen,
Gott den Allmächtigen wollen wir bitten, das er uns auf dieser Welt nicht wird verlassen,
den ein festes Vertraun
120 wird uns im Himmel einen ewigen Wonsitz bauen.
Aber Christliche Jungfrau Braut,
das hätt ich mich bald ött zu sogn getraut,
das du öpper ött vergißt
und heut beim hl. Messopfer einschlißt,
125 deinen abgestorbenen Eltern (Vater, Mutter), de schon fort sein in die Ewigkeit,
das Sie für Dich werden bitten heut,
und für alle Deine Verwandte und Bekannte bei den allmächtigen Gott in Himmelsfreud
und auch Deine Vorältern, de schon vor so vielen Jahren fort sein in die Ewigkeit,
die wollen wir einschließen beim heiligen Meßopfer allzugleich
130 dort oben im Himmelreich.
Und weil ich als ein Abgesander bin hergeschickt worden,
so hätt ich für Euch alle noch eine Bitt alldorten,
thiet mir verzeichn und nicht für Übl aufnehm, weil wir auch müssen hinüberscheiden,
um in das ewige Vaterland hineinzusteigen.
135 Also wohlan Christliche Jungfrau Braut,
damit du deine Eltern nicht vergißt
sowohl im Leben als auch im Tode nicht,
o so küsse Deiner Mutter (Vater) die rechte Hand,
bevor du eintritst in den Ehstand,
140 falle nieder auf die Knie und bitt sie um den Abschiedsegen,
er (sie) wird dir denselben gewiß mit Freuden und im Nahmen der Dreieinigkeit geben.
Aber, o himmlischer Vater, bevor ich beschließe, bitten wir dich noch einmahl,
segne du heute dieses neue Brautpaar,
und du Gott Sohn, Erlöser der Welt, durch dein Leiden und Sterben
145 laß uns und sie den Himmel erben,
und du Gott hl. Geist,
der du der betrübten Herzen Tröster heißt,
wir wissen ja, der Ehstand ist nie ohne Kreuz und Schmerzen,
ruft nur diesen an, er ist der Tröster der betrübten Herzen.
150 Und die Maria mit Deiner Jungfreulichen Reinigkeit,
Dich laden wir auch mit ein zu dieser Hochzeit,
und du, hl. Schutzengel mein,
wollest heute unser Führer sein.
O Gott gib Ihnen Fried und Ruh
155 und auch Deine Gnad dazu,
damit unter Ihnen und unter Ihren Hausgesind
der böse Feind keinen Eingang find,
damit von Ihnen nur das gethan werst, was dir gefällt[1]).
Itz wünschen wir nun zum Schluß als unwürdige Abgesandte von Bräitgam aus,
160 das Glück herrsche und leite in diesen Haus,
das die Jungfrau Braut beglükt soll leben, bis sie schwebt zum Himelstrohn,
es wolle sie segnen Vater, Sohn
und heiliger Geist, alle diese drei
werden unsere Richter und Beschützer sein

1) Hier fehlt wohl ein Vers, da am Schluss eines Absatzes Reimlosigkeit sonst nie vorkommt.

165 hier in diesem Stand
und dort im ewigen Vaterland.
Schenken wir Gott die Ehre, welche Ehre ihm gebührt,
und ich bitte um Vergebung, wen ich etwa zu wenig oder zu viel hab ausgeführt.
Nun bitt ich die Jungfrau Braut, sie wolle sich auf meinen Arm stützen
170 und mir die Ehre geben, bei mir aufzusitzen[1]).
Kom her mei liebe Braut und fahre mit uns fort
zum Sakrament der Eh an das bestimmte Ort.
Kommt auch ihr Nachbar und Freunde, thut sie darhin begleiten,
wir haben nicht mehr lange Zeit, es werden bald die Glocken leuten.
175 Auf Euch, liebster Vater, hab ich noch eine große Bitt
Segnet eure Tochter noch u. komet selber mit.

Ende. Johann Mair[2])

In der Hausthür.

1. Ist wohl do die rechte Hausthür,
inniwärts[3]) bin ih leicht forstkem und außerwärts laßt man mich nirgends mehr für.
Aber ich will enk woll sogn,
wos dös für an Zweck thiet hobn.
5 Deswegen wöllt dös mich aufhaltn,
weil dös die Jungfrau Braut sovl gern that do kaltn[4]).
Aber mein lieber Klausenmacher, von der Braut do kaltn werst nicht mehr wern,
auf N.[5]) hobn sie es schon dreimal verkündt, das die Jungfrau Braut von heute an in unsere Gemeinde thut kern[6]).
Da nutzt kein Bittn oder kein Streitn,
10 man sagt hintennach thut die alte Ursche reitn[7]).
Aber ich will dir keine stumpeten[8]) Rödn unheng[9]),
sell möcht mir der Vater do in seiner Hausthür für Übl nehm,
ich will drei andere Mittl probieren,
zum ersten will ich die Jungfrau Braut versuchen zu trösten,
15 zum zweiten thien wir ött abeil[10]) streitn, sondern in gutn ausrödn,
und zum dritten will ich gor anstatt deiner die Jungfrau Braut bittn,
das Sie dir a schiens Trinkgeld wird gebn.
Wen du aus den no nicht laßt weiter gien,
so bin ich gezwung, das rauche Toal außer zu thien[11]),
20 dan wer is zu enkern größten Schodn heint zum N. sogn
und sie wern sicher noch Ostern wieder kem
und wern enk die Gitschnan[12]) gor alle ausunter nehm[13]).

2. Ich han wohl a harts Ding,
ich soll die Jungfrau Braut bis zehn Uhr nach N. bring,
und da laßt man mich schon ött fort,
weiß mir den Niemand kein andern Ort,
5 wo man mit der Braut auskam,
sist[14]) müßn wir uns all von Bräitigam scham.

Sonnenburg 1882. Joh. Mair.

Wien. Oswald Menghin.

---

1) Der Brautführer hat einen Wagen mit, da es, wie man aus dem Klausenreim entnehmen kann, in eine andere Gemeinde geht. — 2) Name des Brautführers und Urhebers der Handschrift. — 3) = hineinwärts. — 4) = behalten. — 5) Name des Ortes, wo der Bräutigam zu Hause ist. — 6) = gehören. — 7) Volksspruch: Hintennach reitet die alte Urschl (= Ursula). — 8) = stumpfsinnig. — 9) = anhängen. — 10) = eine Weile. — 11) = den rauhen Teil herauszutun. — 12) = Mädeln. Der Ausdruck Gitsch ist in ganz Südtirol gebräuchlich. Er bedeutet zugleich Stute. — 13) Hierher fällt die Antwort des Klausenmachers, die in der Handschrift nicht enthalten ist. — 14) = sonst.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Gruppen von Igelsagen.

I. Der Igel als Ratgeber.

Dähnhardt behandelt eine Sagengruppe, in welcher der Igel als Ratgeber Gottes bei der Schöpfung auftritt, und zwar in rumänischen, bulgarisch-mazedonischen, litauischen, estnischen, wotjakischen und tscheremissischen Varianten[1]). Wir haben es mit einem Wanderstoff zu tun, das ergibt sich schon aus der Verbreitung der Sage, als deren Ausgangspunkt Dähnhardt Iran annimmt. Folgende Varianten, die ihm anscheinend unbekannt geblieben sind, möchte ich als Ergänzung mitteilen.

a) Erste tschuvaschische Fassung.

Früher konnten die Menschen weder pflügen, noch konnten sie Feuer machen. Einst berieten sich die Alten, wie man den Erdboden bearbeiten könnte. Sie beschlossen, den Igel um Rat zu fragen. Dieser wurde herbeigeholt, konnte aber nicht über die Schwelle steigen und liess vor Anstrengung einen Wind streichen, worüber ihn die Leute auslachten. Der Igel wurde böse und schalt sie: 'Lachen könnt ihr, nicht wahr? aber pflügen nicht.' Trotzdem zeigte er ihnen den Gebrauch des Pfluges sowie die Kunst, aus Stein und Zunder Feuer zu gewinnen[2]). Diese Erzählung steht der wotjakisch-tscheremissischen Variante am nächsten, da beide das Pflügen und Feuerschlagen verbinden[3]).

b) Zweite tschuvaschische Fassung.

Nachdem Gott die Welt erschaffen hatte, rief er die Tiere zusammen, um die Bearbeitung des Feldes zu erfinden. Nur der Igel fehlte, da schickten sie die Maus, um diesen zu rufen. Als er ankam, stolperte er und fiel, worüber die Tiere lachten, und dies erboste ihn dermassen, dass er umkehrte. Da er aber der einzige war, der etwas von der Sache wusste, schickten sie ihm das Schwein nach, um ihn zu belauschen. Als das Schwein wieder in der Versammlung erschien, sprach es: 'Sie lachen mich aus — sagte der Igel —, wissen aber selber gar nichts.' Weiter sagte der Igel, wie man das Feld anbauen und Brot machen müsse. Von diesem Tage an hasst der Igel die Mäuse und vertilgt sie. Das Schwein aber, da es sich verspätete, wurde von der Versammlung verurteilt, kranke Lämmer und sogar menschliche Leichen zu fressen. Obendrein wurde es noch von Gott verdammt, dass es nur alle drei Jahre die Sonne sehen könne[4]).

c) Burjätische Fassung.

Als Esege Malan sich von der Regierung der Welt zurückzog, baute er sich eine Feste um den Himmel. Eines Tages bemerkte er Risse in der Mauer, er berief eine Versammlung, um zu erfahren, wer seine Arbeit zerstöre. Aber die 99 Tengeri konnten es nicht ergründen. Da liess Esege Malan zuletzt den Igel Zarya Azergescha kommen, der ein weiser Mann war, aber keine Füsse hatte. Er schlug es jedoch ab, in die Versammlung zu gehen, da er sich fürchtete, seiner

1) Dähnhardt, Natursagen 1 (Sagen zum Alten Testament 1907) S. 42. 128. 130. 132. 338 und 3 (Tiersagen 1910) S. 8. 489.

2) Dr. Mészáros, Gyula, A csuvas ösvallás emlékei. (Reste der Urreligion der Tschuwaschen) 1909 S. 63 nach mündlicher Mitteilung.

3) V. Moskov, Zsivaja Starina 10, 202; Dähnhardt 1, 338.

4) Mészáros S. 64 nach Magnyzickij, Materiali S. 18.

körperlichen Mängel wegen verlacht zu werden. Esege Malan sandte zwei Salmos, unsichtbare Geister, um das Selbstgespräch des Igels zu belauschen. Sie fanden ihn zu Hause und hörten, wie er sagte, dass Esege Malans vier Söhne auf Erden viel Böses angerichtet hätten und dass die darüber vergossenen Tränen der Menschen bis zum Himmel aufgeschwollen seien und die Mauern schwächten. Zuerst versuchten es die Menschen mit Gebet und Trankopfer, dann spritzten sie ihr eigenes Blut gen Himmel, und als auch das nicht half, ihre Tränen. 'Wie kommt es, dass Esege Malan dies nicht weiss und meines Rates bedarf?' Als die Salmos dies hörten, kehrten sie zu Esege Malan zurück und berichteten ihm alles. Da sandte Esege Malan seinen Enkel Gesir Bogdo (den tibetisch-mongolischen Sonnenheros), um dem Übel Einhalt zu tun[1]).

Noch heute verbeugt sich der burjätische Priester beim Rosseopfer erst vor den 90 Burkans, dann vor den vier Tuget, bei jeder Gelegenheit ihren Namen nennend und Milch sprengend, worauf er sich der Reihe nach vor Undin Sagan Tengerin (der erhabene, klare Himmel), Uligin Sagan Deda (die verehrungswürdige Erde), Buga Noyon Babai (Bullen-Prinzen Vater), Budung Yihe Ibi (gesegnete Mutter Nebel) und Zayahung Yihé Zayasha (der Schaffende Grosse, der erschaffen hat) verbeugt. Dieser, der Schaffende Grosse, der erschaffen hat, ist heute der Igel, der im burjätischen Glauben für den weisesten aller Götter gehalten wird, obgleich er des öfteren durch andere Götter ersetzt wird[2]).

d) Mongolische Fassung.

Hohodei Mergen, der Donner, schleudert auf Esege Malans Befehl den Varhan Tulai Hubun zu Boden. So erfolgt Varhans Tod, mit ihm fallen Sonne und Mond, Dunkelheit tritt ein. Esege Malan versammelt die 1000 Burkans im Rat; dort wird beschlossen, 300 Helden zum Heraufheben von Sonne und Mond auf die Erde zu schicken. Diese sowie später die sieben himmlischen Schmiede kehren unverrichteter Sache heim. Nach der zweiten Beratung wird der grosse Weise Zarya Azergescha (Igel) zu Esege Malan geschickt. Dieser weise alte Burkan sagt zu dem Esege Malan: 'Bringe den Varhan Tulai Hubun, den du tötetest, zu neuem Leben und gib ihm unverzüglich Schandagan Sagai! Oder sollen vielleicht Himmel und Erde deiner Tochter wegen im Dunkeln bleiben?' Hierauf sendet Esege Malan den Adler, um das Wasser des Lebens und der Jugend zu holen. Mit diesem wird Varhan Tulai Hubun wieder belebt, und als dieser Heilige sich vom Boden erhebt, heben sich augenblicklich auch Sonne und Mond und nehmen ihren alten Platz ein. Varhan Tulai Hubun führt Schandagan Sagai als Gemahlin heim[3]).

e) Kirgisische Fassung.

Einst wurde der Teufel der ganzen Welt böse und verdunkelte die Sonne. Alle Tiere der Erde versammelten sich, um über Abhilfe zu beraten, sie konnten aber nicht helfen. Sie bemerkten, dass der Igel, den sie für das schönste Tier hielten, nicht dabei sei. Dies war das schwächste Tier, alle quälten es und assen sein süsses Fleisch, besonders die Mäuse taten es[4]). Sie schickten den Löwen, den Tiger und den Schakal zu ihm; er aber antwortete, er käme nur, wenn er von

1) J. Curtin, A journey to Southern Siberia (1909) S. 123; vgl. Sumcov, Etnografičeskoje Obozrjenie 1891 S. 74.

2) Curtin a. a. O. S. 45. — 3) Curtin S. 228—229.

4) Antagonismus zwischen Igel und Maus wie in der zweiten Fassung der Tschuvaschen.

Gott ein Kleid bekomme, welches ihn gegen das Auffressen schütze. Er bekam es, ging in die Versammlung und sagte, man solle dem Teufel, der sich für den Klügsten hielt, sagen, er möge aus Sand Leder, aus Öl Stricke, aus beiden aber bis Mittag Stiefel herstellen[1]). Dies konnte der Teufel nicht und musste deshalb die Sonne loslassen. Seitdem ist der Igel ein heiliges Tier[2]).

f) Fassung der Kasantataren. (Gouv. Simbirsk Kəšə Tarχan.)

Der Prophet Suleiman war der Padischah aller Tiere. Allah liebte ihn und fragte ihn, ob er ewig oder bis zur Grenze des Menschenlebens leben wolle. Er berief alle Tiere, und diese sagten, er möge bis zum jüngsten Tage leben. Als die Beratung ihr Ende nahm, sah man, dass der Igel nicht gekommen war. Sie schickten erst das Pferd, dem er nicht folgte, dann den Hund, worauf er endlich kam. Er sagte, er sei dem Pferde nicht gefolgt, weil es dumm sei, es trage ja jeden auf dem Rücken. Der Hund aber sei klug, denn er bleibe seinem Herrn treu. 'Wahr ist dein Wort', sagte der Prophet, 'nun sieh, Allah erlaubte mir zu wählen, was ist dein Rat?' — 'Ich sage dir, wolle nicht bis zum jüngsten Tag leben, sondern lebe, bis du stirbst!' — 'Warum?' fragte der Prophet. — 'Weil dich zwar heute jeder verehrt; es wird aber eine Zeit kommen, in der ein neues Geschlecht dich missachtet und dich deiner Macht beraubt.' Der Prophet dachte nach und sah ein, dass der Igel Recht hatte. Die übrigen Tiere zürnten ihm sehr, und damit sie ihm nichts anhaben konnten, bat der Prophet, Allah möge dem Igel ein Stachelkeid geben. Deshalb kann ihn kein Tier berühren, und der Mensch kann ihn nicht plagen, sein Fleisch kann keiner essen, weil er sich gleich zusammenrollt und ganz voller Stacheln ist[3]).

Die tatarische und die estnische Variante[4]) gleichen sich insofern, als in beiden der Igel sein Stachelkleid als Belohnung für einen Ratschlag erhält. Bemerkenswert ist, dass der Rat des Igels sich meist auf die Zurückholung der Sonne und auf das Feuerschlagen bezieht. Ehrenreich zählt den Igel unter den solaren Tieren auf[5]). Vielleicht ist die assoziative Verbindung der Sonnenstrahlen und der Stacheln die Wurzel dieser Sagengruppe.

2. Der Ursprung des Stachelkleides.

Der gemeinsame Zug dieser Sagen ist nach Dähnhardt, dass 'spitze Gegenstände auf der Tierhaut zu Stacheln werden'[6]). Dähnhardt bezieht sich auf eine Sage der Aranda, die ich mit Hinzuziehung der übrigen australischen Parallelen besprechen möchte.

---

1) Vgl. Aarne, Verzeichnis der Märchentypen. 1910 (F. F. Communications 3) nr. 1173. 1174; Derselbe, Finnische Märchenvarianten. 1911 (F. F. Communications 5) nr. 1173. 1174; K. Krohn, Finn.-Ugr. Forsch. 1, 54; G. M. Godden, Folklore 9, 368; Simpson, Folk Lore in Lowland Scotland (1908) S. 174.

2) Pojarkov, Etnograf. Obozr. 1891 S. 39.

3) Von Herrn Dr. Julius Mészáros aus seiner tatarischen handschriftlichen Sammlung mitgeteilt und übersetzt.

4) Dähnhardt 1, 128; 3, 8.

5) Ehrenreich, Die allgemeine Mythologie (1910) S. 106. In einer Sage der Arapaho hingegen ist es der Mond, der als Stachelschwein erscheint. Dorsey and Kroeber, Traditions of the Arapaho (1903) S. 134; Dorsey, The Arapaho Sun Dance (1903) S. 176. 212. Vgl. S. C. Simms, Traditions of the Crows (1903) S. 299.

6) Dähnhardt, Natursagen 3, 7.

a) Erste Aranda-Fassung.

In Inalanga-lāta (Echidna-Stachel, Namen des Ortes) wohnten einst viele Echidna-Männer. Die Sage beschreibt ihre Wanderungen und die Rückkehr in ihren Ursprungsort. Hier versammelten sich die Bewohner dieses Lagerplatzes, um an zwei Burschen die Beschneidung zu vollziehen. Mit der Beschneidung betrauten sie den Echidnamann. Als er in die Nähe eines Wasserloches gekommen war, traf ein Speer sein Ohr; zu Tode verwundet, stürzte er ins Wasserloch[1]).

b) Zweite Aranda-Fassung.

Die Ullakupera-Männer[2]) führten bei der Beschneidung den Gebrauch des Steinmessers statt des alten Feuerholzes ein. Die Männerweihe war schon im Gange, nur einer war noch unbeschnitten, und man wollte ihn gerade vornehmen, als ein alter Mann vom Echidnatotem sich zwischen sie drängte und mit dem Rufe: 'Diesen Mann werde ich mit meinem Steinmesser beschneiden' den Mann anpackte und dessen Penis und Scrotum mit einem Griff abschnitt. Der Mann fiel sogleich nieder. Der alte Echidnamann rannte nun weg, doch verfolgten ihn die Ullakupera und die anderen, die ihn mit Speeren überhäufend töteten. Seither sind keine Echidnamenschen im Lande entstanden, sondern nur Tiere bedeckt mit Stacheln, welche die Speere darstellen, mit denen der Echidnamann getötet wurde. So bekam der Echidna seine Stacheln. Es gab zwar auch früher Echidnas, doch waren sie stachellos. Durch das Töten eines Mannes auf heiligem Boden hat der Echidna sich und sein ganzes Totemgeschlecht 'verdorben'. Sie können nicht mehr als Menschen, sondern nur als Echidnas wiedergeboren werden, deren Stacheln die Speere der Alcheringazeit sind[3]).

c) Fassung aus dem Bouliadistrikt.

Der Ameisenigel und der Adlerfalke stritten sich eines Tages. Letzterer hatte viele Speere, welche er in den Ameisenigel stach (die Stacheln); doch zur Strafe muss er nun rohes Fleisch essen[4]). Der Adlerfalke entspricht dem Ullakupera der Arandasage.

d) Vom Stamme der Kokorarmul, nahe an der Nordspitze Australiens an der Prinzess-Charlotte-Bai.

Urmutter Ameisenigel blieb die ganze Nacht auf und kümmerte sich nicht um ihre Kleinen. Ihre Ausrede war stets, dass sie rote Ameisen jage, doch es tauchte der Verdacht auf, dass ihre Wanderungen nicht ganz so harmlos seien. Jedenfalls kam sie nicht vor dem frühen Morgen heim, und ihre Kinder litten daher Not. So war es denn wenig erstaunlich, dass ihre Brüder sie mit Speeren bewarfen. So kommt es denn, dass die Ameisenigel noch heute Stacheln am Rücken tragen, damit sie an ihre Urenkel erinnert werden und an die Mühe, welche diese anwandten, um ihre Urmutter an ihre Pflicht zu erinnern[5]).

---

1) C. Strehlow, Die Aranda- und Loritja-Stämme in Zentral-Australien (1907) 1, 4. 66.

2) Ullakupera ist eine kleine Falkenart. Spencer and Gillen, The native tribes of Central-Australia (1899) S. 394.

3) Spencer and Gillen, Native Tribes S. 398. 399.

4) W. E. Roth, Ethnological Studies among the North-West-Central Queensland Aborigines (1897) S. 127 Nr. 208.

5) W. E. Roth, Superstition, Magic and Medicine (North Queensland Ethnography, Bulletin Nr. 5. 1903) S. 15 Nr. 56.

e) Eine nicht näher lokalisierte Fassung aus Neu-Süd-Wales, welche in die Form eines Rätsels gekleidet ist.

Vor alters lebte eine alte Frau unseres Stammes, welche so stark war, dass sie jeden Mann überwältigen konnte; sie fing und frass junge Männer. Eines Tages fing sie einen Jüngling, liess ihn festgebunden in ihrem Gunya (Zelt), während sie breite Baumrindenstücke schnitt, in welche eingewickelt er auf dem Feuer gekocht werden sollte. Während sie fern war, schlüpften zwei Frauen, die ihr Tun beobachtet hatten, ins Zelt und befreiten den Gefangenen. Dann eilten sie zum Flusse, schlugen Löcher ins Kanoe der Alten, um eine Verfolgung zu verhindern, und flüchteten dann in einem anderen Kanoe ans andere Ufer. Inzwischen kehrte die Alte heim und bemerkte die Flucht. Rasch besserte sie ihr Kanoe aus, setzte über den Fluss, fand aber den Jüngling von seinen Freunden umgeben, die bereit waren, ihn mit ihren Speeren zu verteidigen. Sie drang tapfer vor, kümmerte sich nicht um die Speere, welche schon ihren ganzen Körper bedeckten. Schon fasste sie den Flüchtling, als der Zauberer des Stammes erschien und, seinem Wurfe Zauberkraft gebend, die Alte durchbohrte. Frage: Wer war diese alte Frau? Weisst du es nicht? Also denn, es war der Ameisenigel[1]).

f) Am Burnettfluss nahe der Stadt Gayndah.

Ein Schwarzer war sehr 'schlecht', da kamen die anderen und warfen ihre Speere auf ihn. Da wurde er zum Cadara (Ameisenigel, Echidna), und die Speere wurden zu Stacheln[2]).

g) Euahlayi-Fassung (Noongaburrah), Narranriver, Neu-Süd-Wales.

Zwei Weeoombeen-Brüder gingen auf Emujagd, da sagte der ältere zum jüngeren, er solle sich ruhig verhalten, damit Piggiebillah, dessen Lager in der Nähe sei, nichts merken solle, weil er ihm sonst den erlegten Emu abnehmen würde. Der ältere warf nun den Stein mit solchem Geschick, dass der jüngere in einen Freudenschrei ausbrach. Piggiebillah hörte den Schrei, eilte auf sie zu und fragte sie, was sie gefunden hätten. Erst sagten sie, es wären Mistelbeeren, später, es wäre ein kleiner Vogel, doch mussten sie zuletzt zugeben, dass es ein Emu war, zu welchem sie ihn dann auch hinführen mussten. Er schleppte ihn nach Hause. Beim Feuermachen waren ihm die beiden Weeoombeen behilflich, auf einen Anteil hoffend. Piggiebillah aber frass alles allein, worüber wütend die beiden zu den benachbarten Schwarzen liefen und ihnen erzählten, dass Piggiebillah einen dicken Emu brate. Die Schwarzen liefen zu seinem Lager, umringten ihn und warfen ihre Speere. Als die Speere so dicht auf ihn fielen und überall an ihm hafteten, rief er: 'Ihr könnt ihn haben.' Doch die Schwarzen hörten nicht auf, bis er nicht mehr schreien konnte. Da liessen sie ihn, der nunmehr ein Knäuel von Speeren war, liegen und suchten den Emu. Die beiden Weeoombeen hatten den Emu gestohlen, die Schwarzen verfolgten sie, doch sie entkamen und verwandelten sich in kleine Vögel mit weissen Kehlen, die noch heute Weeoombeen heissen. An Piggiebillah erinnert eine Art Ameisenigel, dessen Haut mit winzigen Speeren bedeckt und nach ihnen genannt ist[3]).

---

1) J. Fraser, The Aborigines of New South Wales (1892) S. 59.
2) Richard Semon, Im australischen Busch (1896) S. 246.
3) K. L. Parker, Australian Legendary Tales (1897) S. 19–23.

h) Zweite Euahlayi-Fassung.

Piggiebillah alterte und war nicht mehr imstande zu jagen. Emu- und Känguruhfleisch waren ihm weniger lieb als Menschenfleisch. Unter verschiedenen Vorwänden lockte er junge Männer in seine Hütte, tötete sie dort und frass sie auf. Die Schwarzen erfuhren aber von seinem Treiben. Er schlief auf dem Bauch, denn er wollte nicht, dass sein Doowee (Traumseele)[1]) ihn verlasse, was, wenn er mit offenem Munde auf dem Rücken lag, leicht hätte geschehen können. Seine Feinde umringten ihn, warfen ihn mit Speeren, bis sein Rücken von ihnen starrte. Dann stürmten die Schwarzen herein und zerschmetterten ihm mit ihren Knütteln und Keulen die Arme und Beine. Als die Schwarzen sich entfernten, kroch Piggiebillah auf allen Vieren in die unterirdische Höhle seines Freundes Burgah Muggui, der Spinne. Dort blieb er, bis seine Wunden heilten. Vergeblich suchte er die Speere aus seinem Rücken zu ziehen, sie blieben drin, und immerfort musste er auf allen Vieren kriechen, wie es seitdem auch sein ganzer Stamm tut. Wie einst er, kriechen sie bei Gefahren unter die Erde[1]). Die Guineeboo oder Rotkehlchen, aus deren Familie Piggiebillahs Frau war, sangen die Totenklage und schnitten mit Steinmessern in ihre Köpfe, bis das Blut herunterrieselnd ihre Brust rot malte; seitdem haben die Guineeboo rote Brüste[2]).

i) Die Kabi-Fassung (nahe am Burnettfluss) erzählt, dass der Ameisenigel seine Stachelhaut durch Tausch mit dem Dugong erhalten habe[3]).

Wir haben also zehn Varianten, deren letzte wir jetzt aus dieser Untersuchung ausscheiden lassen, da sie das Stachelkleid des Igels nicht aus dem Speerwerfen entstehen lässt. Diese Sage gehört vielmehr zum bekannten Typus 'Wechsel des Eigentums'[4]). Die f-Variante gibt Semon derart verkürzt wieder, dass ihre Beziehung zu den übrigen nicht festzustellen ist. Die hier wiedergegebenen Varianten gleichen einander ausser dem Grundmotiv, welches den Ursprung der Stachelhaut durch Bewerfen mit Speeren erklärt, nur noch in einem Motiv, nämlich in der Bezeichnung des Igels als 'schlecht'. Dieses Motiv ist aber nur eine organische Ergänzung des Hauptmotivs, da es den Grund für das Speerwerfen angibt, und darum kann man nicht sagen, dass alle hier behandelten Varianten eines Ursprungs sind. Wie eine Probe auf das Exempel lautet die

1) Vgl. K. L. Parker, The Euahlayi Tribe (1905) S. 27—29.

2) K. L. Parker, More Australian Legendary Tales (1898) S. 39—40. Dass sich die Trauernden blutig schneiden, gehört zu den australischen Trauerriten. Siehe z. B. Eylmann, Die Eingeborenen der Kolonie Südaustralien (1908) S. 241—242; Spencer and Gillen, Native Tribes S. 500. 509. 520; Dieselben, Northern Tribes S. 507. 516; Howitt, Native Tribes of South East Australia S. 451—453. 454; Taplin, The Narrinyeri Tribe S. 20; Basedow, Transactions of the Royal Society of South Australia XXVIII. 1904. S. 35; ders., a. a. O. 1907 S. 5; E. Clement, Intern. Arch. f. Ethnogr. 16, 8; A. J. Peggs, Folk-Lore 14, 336; Curr, The Australian Race (1886) 1, 272. 348; K. S. Parker, Euahlaji Tribe S. 88; J. G. Withnell, Customs of the Aboriginal Natives of North Western Australia (1901) S. 35; Ridley, Journ. of the Authr. Inst. 2, 272; J. Lang, Cooksland (1847) S. 423. Dies wendet die ätiologische Sage an, um die rote Farbe des Vogels zu erklären.

3) John Mathew, Two representative tribes of Queensland (1910) S. 180—186.

4) Dähnhardt 3, 123—141. Für australisches Material siehe Taplin, The Narrinyeri Tribe (1878) S. 68; Parker, More Australian Legendary Tales (1898) S. 60—67; W. E. Roth, Ethnological Studies S. 126.

Sage vom Swan-Hill am Murrayriver[1]), welche erzählt, wie Thattyakul einen riesigen Thunfisch verfolgt. (Gehört zum Typus 'Jagd auf das Riesentier', meistens Känguruh)[2]). Die aus dem Rücken des Fisches herausstehenden Stacheln bedeuten die während der ergebnislosen Verfolgung geworfenen Speere. Das Motiv 'Speere = Stacheln' ist also hier vollkommen unabhängig entstanden, kann also an sich nicht als Kriterium der Sagenwanderung gelten. Diese Sagen lassen sich in zwei Gruppen trennen, wie die australischen Überlieferungen überhaupt, je nachdem sie mit der Männerweihe und deren heiliger Lehre zusammenhängen oder nicht. Nach europäischen Begriffen könnten wir sagen Mythen und Märchen. Die Varianten d und e hängen zusammen, sie behandeln beide Umwandlungen der Ameisenigel-urmutter und haben keine Beziehung zur Männerweihe. Die Euahlayi-Sagen sind scheinbar alleinstehende, mögen aber einst von sakraler Bedeutung gewesen sein, da nur ein voll eingeweihter Mann den Zauberspruch zu singen vermag, welcher den Ameisenigel veranlasst, sich ohne Schwierigkeiten fangen zu lassen[3]). Es scheint also, dass die Männerweihe die Macht verleiht, den Ameisenigel zu besiegen. Ein wichtiger Punkt der Männerweihe-Zeremonie ist die Darstellung der wichtigsten Personen des Mythos[4]). Eine der Figuren heisst bei den Juin-stämmen Junningga-batch, sie stellt den Ameisenigel dar, ist aus Erde geformt, und kleine Stäbchen bedeuten die Stacheln. Die Männer umringen die Figur, machen einen Lärm, als ob sie etwas aus dem Mund bliesen, rufen 'wish', um es aufmerksam zu machen; dies rufen sie auch, wenn sie es aus seiner Höhle ausgraben. Sie glauben, dass sie damit seine Aufmerksamkeit ablenken und dass es sich dann nicht bis zur Unauffindbarkeit in der Erde vergräbt. Unterdessen tanzt ein Medizinmann um die Figur herum und bringt aus seinem Mund eine seifenähnliche weissschäumende Substanz hervor. Dies soll ein tödliches Joia (Zaubersubstanz) sein, wenn sie jemand in die Speise gemengt wird oder auf ihn geblasen wird[5]). Eine ähnliche Zeremonie finden wir bei den Murringgari, hier tanzt der Medizinmann um jede Figur, deren Joia zeigend[6]). Beim Ameisenigel zeigt er eine kreideähnliche Substanz. Anderswo finden wir den Ameisenigel auf der Liste der den Novizen tabuierten Tiere[7]).

In den Fassungen der Aranda (a und b) ist der Tod des Ameisenigels dadurch motiviert, dass er ein Gegner der Einführung bei der Beschneidung ist. In den Fassungen b und c wird er vom Falken, der in Australien vielfach das Steinmesser bei der Beschneidung einführt, getötet. Der Mythus ist hier also eine lokale Variante der 'Konfliktmythen', da der gewöhnlich vogelgestaltige Gegner

1) R. H. Mathews, Ethnological Notes on the Aboriginal Tribes of New South Wales and Victoria (1905) S. 82.

2) In einer Typologisierung des australischen Materials würde ich eine Gruppe explikativer Mythen mit diesem Ausdruck bezeichnen. Siehe Varianten bei Ch. Wilhelmi, Manners of the Australian Natives (1862) S. 33; Th. Brain, History of N. S. Wales (1846) S. 244; G. Taplin, The Narrinyeri S. 55; A. Cameron, Journ. of the Anthr. Inst. 14, 369; A. van Gennep, Mythes et legendes d'Australie (1905) S. 27.

3) K. L. Parker, The Euahlayi Tribe (1905) S. 115.

4) Howitt, Native tribes S. 523. 524. 564. 584. 594. 596. 660; Fraser, Aborigines S. 4. 12. 16. 23. 24; Mathews S. 116. 143; Ders., Journ. of the Anthr. Inst. 24, 411 etc.

5) Howitt S. 523.

6) Fraser S. 12.

7) R. H. Mathews, Journ. 24, 426; Howitt S. 560; Spencer and Gillen, Northern Tribes of Central Australia (1904) S. 611. 613. Das Fleisch wird im übrigen von den Eingeborenen gern gegessen, s. G. Benett, Wanderings in N. S. Wales (1834) 1, 301.

des Adlerfalken hier durch den Ameisenigel ersetzt wird.[1] Vielleicht sind es historische Reminiszenzen, an den Widerstand des Ameisenigeltotems gegen diese Neuerung, welche veranlasst haben, dass die Aranda und Kokonarma das aus der natürlichen Assoziation von Speer und Stachel entstandene Märchenmotiv an den zentralen Mythus der Männerweihemysterien geknüpft haben. Wir haben gesehen, dass die aus weitauseinanderliegenden Gegenden stammenden Varianten d und e zusammenhängen, also ist die Möglichkeit der Mythenwanderung auch in Australien gegeben. Völkerzusammenhänge brauchen wir dabei gar nicht vorauszusetzen, sondern die Sage wandert von einem Erzähler zum anderen, wie die Koroboreelieder, welche oft selbst der Vortragende nicht versteht, da sie vielleicht aus dem anderen Ende Australiens von Stamm zu Stamm bis an ihren Aufzeichnungsort gewandert sind.[2]

Budapest. Géza Róheim.

Zur Geschichte des Wortes 'Volkskunde'.

Anfang August sah ich einer bestimmten Veranlassung wegen die älteren österreichischen Märchensammlungen durch. Zu meinem grössten Erstaunen fand ich in der ältesten, kleinen aber wertvollen Sammlung 'Österreichische Volksmärchen' von Franz Ziska (Wien 1822), in der Vorrede, gleich auf der ersten Seite den Ausspruch, Zweck dieser Sammlung sei, „einen Beytrag zur Geschichte der deutschen Sprache und Volkskunde zu liefern". Dieses Wort taucht also hier zum erstenmal auf und ist höchst wahrscheinlich von Ziska selbst geprägt. So glücklich dieses Wort den Kreis und die Aufgaben der von den Brüdern Grimm begründeten Wissenschaft bezeichnet, wurde es doch in den nächsten Jahrzehnten nicht verwendet. Es erscheint meines Wissens erst wiederum in dem 1858 gehaltenen Vortrag 'Die Volkskunde als Wissenschaft' von W. H. Riehl.

In meiner Darstellung 'Geschichte der deutschen Volkskunde' (oben 20, 1—17; 129—141 und 297—361), die ich leider verschiedener Hindernisse wegen noch nicht bis auf die Gegenwart fortführen und abschliessen konnte, habe ich (S. 302) die Prägung dieses Wortes Riehl zugewiesen. Es ist auch möglich, dass er ohne Kenntnis des Ziskaschen Märchenbuches durch seine eingehende Beschäftigung mit diesem Gegenstande doch selbst auf das Wort Volkskunde verfallen ist. Da Riehls Bestrebungen längere Zeit nicht fortgesetzt wurden, so kam auch damals das Wort Volkskunde noch nicht in Gebrauch, sondern wird erst um 1880 üblich und verdrängt nun allmählich den von England übernommenen Ausdruck 'folklore'.

Die Märchensammlung von Ziska hatte auch keine Nachwirkung, drang über Österreich nicht hinaus, und es blieb bei der ersten Auflage. Erst 1906 hat E. K. Blümml eine Neuausgabe (Volksmund IV) besorgt.

---

1) Vgl. P. W. Schmidt, Der Ursprung der Gottesidee (1912) S. 302—310.

2) Vgl. A. van Gennep, Mythes et legendes d'Australie S. XXXIX; W. E. Roth, Ethnological Studies S. 117. 136; G. F. Angas, Savage Life and Scenes in Australia and New Zealand (1847) 2, 216; Spencer and Gillen, The Northern Tribes of Central Australia (1904) S. 20. 719; E. Eylmann, Die Eingeborenen der Kolonie Südaustralien (1908) S. 406.

Diese Zeilen waren bereits geschrieben, als in der Wochenschrift Deutsch-Österreich (1. Jahrg. Heft 37) ein anregender Aufsatz erschien von Viktor Ritter v. Geramb, der (S. 300) auch auf das erste Vorkommen des Wortes 'Volkskunde' bei Ziska aufmerksam macht und mit Recht hinzufügt: „Der deutsche Österreicher darf sich daher auf dessen Prägung zumindest ebensoviel einbilden, wie es der Engländer auf sein berühmtes 'folklore' tut."

Prag-Smichow. Adolf Hauffen.

Weitere Nachträge zum Spruch der Toten an die Lebenden.

Die hier folgenden Angaben ergänzen meine Mitteilungen über das genannte Thema in dieser Zeitschrift 1912, S. 293 und 1913, S. 88.

1. In Caspar Steins († 1652) Beschreibung von Königsberg[1]) findet sich, ohne Angabe des Jahres, doch wahrscheinlich dem 16. Jahrhundert angehörig, aus der Löbenichtschen Kirche folgendes

Epitaphium Andreae Verhagen.
Quid laetare miser, quid inania gaudia tractas,
Et tua coelicolas facta latere putas?
Aspice me, pravosque tuos hinc corrige mores,
Tu quod es, ipse fui, sum quod ego, illud eris.

2. Die Domkirche zu Königsberg bewahrt das Grabmal des Hofgerichtsrats Hieronymus Rohde (Rothus auf dem Grabe, in der Matrikel der Universität zu Königsberg zum Jahre 1544: Rodt † 1606) und seiner Gattin Ursula † 1597. Die Schlussverse der aus sechs Distichen bestehenden Grabschrift der letzteren lauten:[2])

Sex annos & lustra decem sine crimine vixi,
Prosequitur cineres candida fama meos.
Haec te scire, hospes, satis est. Imitare sepultam,
Disce mori: mors est certa, sed hora latet.

3. Auf dem Friedhof zu Pröbbernau, einem auf der Frischen Nehrung 6 *km* von dem Seebad Kahlberg entfernt gelegenen Kirchdorf, befindet sich in der Nähe der Kirche der Grabstein des am 15. April 1791 im Alter von 75 Jahren verstorbenen ehemaligen „Stöhr-Pächters zu Kahlberg und Alt-Pillau" Christ. Schmitt, der auf der Vorderseite die Personalien, auf der Rückseite folgende Inschrift enthält:

Sterblicher, | du gehst | vorbey, | wo man mich | hat hingeleget, | Schau alhier | de[in Con]trofey, | we[n man][3]) mich zu Grabe traeget. | meine Gruft ist dein Profeth, | das es dir wie mir ergeht. | Heute mir, | Morgen dir. |

Elbinger Zeitung 1913, 3. September. Nr. 206, Drittes Blatt.

---

1) Descriptionis Regimonti e Caspari Steinii peregrino nunc primum editae pars tertia. Hsg. von Ludwig Friedlaender, Einladungsschrift der Universität Königsberg zum Geburtstage Wilhelms I 1874, S. 5 (Descriptio civitatis Lebenicensis).

2) Gebser und Hagen, Der Dom zu Königsberg, Abt. 2 (1833) S. 218/219; auch bei Starovolski in dem oben zu nennenden Werke, Fol. 368, und Lilienthal, Beschreibung des Thums der Stadt Kneiphoff-Königsberg. 1716. S. 163/164.

3) Die in eckige Klammern gesetzten Buchstaben fehlen in der Inschrift, da an der betreffenden Stelle der Stein eine Vertiefung zeigt, die früher vielleicht durch eine

Die Grabschriften der Nummern 4—16 aus Städten oder Ortschaften des ehemaligen Königreichs Polen, zu dem damals auch Loebau und Posen gehörten, sind verzeichnet in folgendem Werke: Monumenta Sarmatarum viam universae carnis ingressorum, Simone Starovolscio collectore. Cracoviae M.DC.LV. Die Seitenzahlen desselben habe ich bei den einzelnen Namen beigeschrieben. Ich stelle die beiden preussischen Städte voran, die übrigen in alphabetischer Reihenfolge, mit Ausnahme von Nr. 15.

4. Loebau (Kreisstadt im Reg.-Bez. Marienwerder). Fol. 626. Matthias Nenchen, Proconsul Lubaviensis, † 3. März 1510:

Vixi ego, tu vivis, morior, moriturus et ipse es,
Denique sum pulvis, tu quoque pulvis eris.

5. Posen. Stephanus (aus Gnesen stammend), Busspriester (Poenitentiarius) der Domkirche daselbst, † 4. Mai 1586 im Alter von 60 Jahren). Fol. 449:

Quisquis ades, cujus blande mortalia mentem
Demulcent, monito hoc spernere disce meo.
Ipse quod es nunc is fueram, sed funere clausus,
Quod sum te quoque post paucula claudet humus,
Nec mea fata dole (serum post [l. hoc oder est?]), tua fata timeto.
Sors mea praeteriit, sed tua dira venit.
Nec ratio aut pietas ulla est deplangere mortem,
Mortalis cujus vim superare nequit.
Morte doles igitur magis, hoc laeteris id ipsum,
Cernam quod Trini numina sancta Dei.

6. Posen. Adam Przeciszewski, Domherr zu Posen, † 7. März 1611. Fol. 459. Wie er in der Grabschrift von sich selbst erzählt, war er ursprünglich im Hofdienst beschäftigt (aulam olim secutus), aber von den Lastern desselben unberührt geblieben. Nachdem er mit 80 Jahren das Drama eines fleckenlosen Lebens (vitae inculpabilis fabulam), wie es sich für den Menschen ziemt, vollendet hat und weiss, dass die Sorge für die Verstorbenen in drei Tagen von den damit beauftragten Personen erledigt wird (defunctorum curam triduo deleri), mihi vel tantillum memoriae impetravi, et quidem te Hospes in tenebris nosse nequeo, sed te ipsum noscas rogo. Fui ut es, eris ut sum. Vale, ora, time!

7. Buczacz (St. ehemals in Podolien, jetzt Galizien). Grabmal des Nicolaus von Potok Potocki, Rothmagister [Rittmeister] sub auspiciis supremi ducis exercituum et Magni Cancellarii Regni Stanislai Zołkiewski (fol. 493):

O homo, quid quaeris? | Si miraris, nihil novum, | Si intueris quis fueram? | Sapiens, strenuus & dives. Sed haec omnia nihil, solus deus omnia. | Vale, | Et cogita tuum extremum diem, | Hodie vel cras sequeris. | Undatiert, wohl 16. Jahrhundert.

---

plastische, jetzt nicht mehr vorhandene Darstellung ausgefüllt war. An der zweiten Stelle beruht die Ergänzung nur auf Vermutung, da bei dem wen, wie Herr Pfarrer Schmidt in Pröbbernau, welcher die Abschrift mit dem Original verglich, mir gütigst mitteilte, die Lesung infolge der Verwitterung auch unsicher ist; „das weiterstehende n könnte der Anfang eines folgenden man sein, so dass es dann heissen würde: wo man [usw.].“ Wahrscheinlicher scheint mir die in den Text gesetzte Konjektur; doch hat man für mich, das freilich recht deutlich ist, aber Schreibfehler sein muss, dich anzunehmen, weil nur dadurch ein annehmbarer Sinn erzielt wird.

8. Krakau. (In der Katharinenkirche.) Fol. 203. Joannes Mrowinski Plocywlos, consul Casimiriensis [Kazimierz], setzte 1577 in seinem 63. Jahre das Grabmal für sich und seine Gattin und lebte danach noch drei Jahre:

Vitae quam brevis hora siet, perpende Viator,
Quod sum, vos eritis, ipse quod estis eram:
Spe vacuus, vacuusque metu, mole cubo sub ista [Metrum!],
Et vere [!] jam vivo, mortua vita vale.

9. Krakau. (In derselben Kirche.) Fol. 206. Albert Suscius, Bürgermeister zu Posen, liess seinem auf der Universität Krakau dem Studium der Philosophie ergebenen Sohne (eleganter in Philosophia erudito) Valentin, der im Alter von 21 Jahren am 31. Mai 1588 wahrscheinlich im Duell fiel, das Grabmal errichten mit der Inschrift:

Ferro me rapuit fera mors, sed vos quoque cunctis
Mortales horis, credite, saeva rapit.

10. Krakau. (In der Franziskaner-Kirche.) Fol. 70/71. Franciscus Zarzecki, † 30. April 1600 im Alter von 24 Jahren; er hatte sein Vermögen den Armen, wahrscheinlich derselben Kirche, hinterlassen, und die Mönche sorgten für seine Bestattung:

Quis fuerim, quid obest Hospes cognoscere, cum te
De tibi ventura sors mea sorte monet: . . .
Te quoque qui legis, hoc facito, fert Cymba meatum,
Dumque moraris, adhuc impavidus moreris.

11. Krakau. (In der Marienkirche.) Fol. 119. Jacob Czepielowski, starb plötzlich (rapida morte) am Feste von Mariä Darstellung (Praesentationis B. M. V. [21. Novbr.]) 1601 im Alter von 26 Jahren. Seine Brüder liessen ihm das Denkmal mit folgendem Epitaph setzen:

Umbra Lectori.
Flecte oculos, gressum celerem quicunque capis haec,
Quam sit vita brevis, funere disce meo. . . .
Tu quoque disce mori vitae memorque futurae,
Atque animae requiem rite precare meae.

12. Krakau. (In derselben Kirche.) Fol. 120. Grabmal des Johannes Baptista Czeki; er stammte aus Florenz, hatte sich aber in Polen niedergelassen, † 1660. Der hier angewandte Spruch (Nil fragile a fracto etc.) ist derselbe, der sich in Wenzel Scherffers Leichengesängen 1646 findet (oben S. 90), doch stehen in der Krakauer Inschrift nur die lateinischen Verse; sie scheinen schon vor Scherffer in Gebrauch gewesen zu sein.

13. Petrikau. (Ohne Namen.) Fol. 609:

Siste hic, aspice et plora, talis eris quam
Diu illa tardaverit hora, | Sum quid eris, modicum
cineris, pro me precor ora. | Id mortuus
Anno domini, 1632.

14. Wieliczka. „In quodam sepulchro.“ (Ohne Namen und Jahr.) Fol. 683:

Homo, dum es in corpore fortis,
Esto memor mortis:
Nam stat ante fores,
Dico tibi, corrige mores.

Mihi hodie, tibi cras,
Non sanabit te Hyppocras:
Et sic omnia transibunt,
Omnes ibitis, ibunt.

15. Eine ähnliche Inschrift in der Kirche zu Tarnau, ohne Jahr, vielleicht keine Grabschrift (Fol. 650):

Omnibus decretum est mori,
Mors nulli parcit honori.
Dat aequam cunctis legem,
Rapit cum paupere Regem.
Omnes sic transibunt,
Ibimus, ibitis, ibunt.
Ego cras, tu post cras,
Nec nos juvabit Hipocras.

16. In einem Pfarrdorf bei Wilna, oder hier selbst, ohne Jahr (Fol. 759):

Petri Gozimirscii.
Pax mihi aratra tulit, Mars me vocabat ad arma,
Semper eques, nunc sum sordida massa soli,
Me fera mors hodie funesta falce peremit,
Cras tibi, sis cautus demet et illa caput.

17. Wenceslaus Clemens, der 1622 sein Vaterland Böhmen verlassen musste und dann bei dem grossen schwedischen Staatsmanne Axel Oxenstierna lebte, „einer der besten lateinischen Dichter seiner Zeit“[1]), hat ausser anderen Arbeiten in gebundener Rede auf den 1630 verstorbenen Elbinger Burggrafen Johann Jungschultz eine kleine Sammlung von Gedichten veröffentlicht[2]), von denen das letzte die Überschrift trägt: „Defunctus de vita sua“ — 42 Distichen umfassend — und mit den Worten beginnt:

Hospes ego fueram Mundi. Jam tollor ab orbe,
Hospitii solvens debita jura. Abeo.

Er gibt dann einen Abriss seines Lebenslaufes, der durch verschiedene Länder Europas zum Teil in politischer Mission unternommenen Reisen, der in der Heimat bekleideten Ehrenstellen, seiner Familienverhältnisse, und schliesst mit den metrisch teilweise mangelhaften Versen:

Nunc mihi parta quies, nunc contigit alta voluptas,
Vitaque mortali non referenda sono.
Respice te, te despice, sic resipisce Viator,
Nam qua hodie ibo via, cras adeunda Tibi est.

1) Adelung, Fortsetzung zu Jöcher 2, 363/64.

2) Famae postumae monumentum Johanni Jungschultz . . Patrono de se bene merito p. p. v. Venceslaus Clemens. Elbingae, Excudebat Wendelinus Bodenhausen o. J. 4 Bl. 4°, beigebunden der Leichenrede auf Jungschultz von Johannes Schilius. Elbing 1631 (auf der Stadtbibliothek zu Elbing, die auch eine Reihe anderer Schriften von Clemens besitzt). Es scheint ihm an literarischen Gegnern nicht gefehlt zu haben, wie es die auf dem Titelblatt der genannten Publikation stehenden Verse anzudeuten scheinen: ‘Ad invidum Censorem’:

Quid jugulas Manes? quid Carmina nostra flagellas?
Haec meritis Pietas officiosa dedit.

18. Schliesslich möchte ich an eine mittelalterliche Erzählung erinnern, in welcher der Tote als Gespenst auftritt und die bekannten Worte spricht. Ein Richter, der ein arger Trunkenbold (potator pessimus) war, kehrt einst berauscht aus der Schenke heim und nimmt seinen Weg über den Kirchhof. Er stösst wiederholt an einen Stein oder ein hölzernes Denkmal und gibt seinem Unwillen in frechen Worten Ausdruck. Als er zum drittenmal bei einem solchen Hindernis Gott, Maria und den Heiligen flucht, erscheint ihm in grauenerregender Gestalt der Tote. Erschreckt spricht der nächtliche Wanderer: Quis es tu? worauf jener erwidert: Quod ego sum, tu eris. Es wird dann weiter erzählt, wie er keck den Toten zum Mahle einladet, dieser auch erscheint, ihm aber eine gleiche Aufforderung für den dritten Tag zugehen lässt. Er wird dann in die Hölle entführt, aus derselben aber durch eigene Busse und die Gebete und Almosen seiner frommen Frau befreit und bessert sein Leben[1]).

19. Nachträglich sei auf einige dem Corpus Inscriptionum Latinarum entnommene Sprüche hingewiesen: VIII 9913: Viator, quod tu, et ego, quod ego et omnes (aus Nordafrika), zitiert bei Buecheler, Carmina latina epigraphica, Nr. 799; XI 6243: Viator, viator, quod tu es, ego fui, quod nunc sum, et tu eris, Grabschrift aus Fano in Umbrien, zitiert bei Einar Engström, Carmina latina epigraphica (1912), nr. 43. Die von Storck (oben 21, 57) unter nr. 45 aus Pisa und nr. 62 aus Rom angeführte Inschrift: Quisquis ades [usw.] ist einem gallischen Grabmal von 1146 entnommen: Buecheler a. a. O. nach de Rossi.

Elbing. Leonhard Neubaur.

Den oben 21, 53ff. angeführten englischen Belegen kann ich noch einen aus 'Notes and Queries' v. 7. Oktober 1854 (Cornwall family, their monuments, etc. . .) beifügen:

For as you are so once was I,
And as I am so shall you be;
Although that ye be fair and young,
Wise, wealthy, hardy, stout and strong.

Göttingen. August Andrae.

Zu 19, 418ff.

Die Glockenspielweise aus Dünkirchen kommt auch in Dänemark als Volkstanz vor, s. Gertrud Meyer, Volkstänze², Leipzig und Berlin 1913, Nr. 33; auch der schwedische Tanz ebenda Nr. 37 scheint in seinem ersten Teile daher zu stammen.

Eschwege. Georg Schläger.

---

1) Gottschalk Hollen († als Augustinermönch zu Osnabrück 1481 [s. oben 22, 117]), Sermones dominicales. Hagenau 1517. Predigt 101. Abgedruckt in der Abhandlung von Joseph Klapper: 'Die Quellen der Sage vom toten Gast' in der von Theodor Siebs herausgegebenen Festschrift der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde zur Jahrhundertfeier der Universität zu Breslau. Breslau 1911. S. 228–230. Daselbst auch der Abdruck derselben Erzählung bei Johann Major 1618 und Ph. Harttung 1684.

Berichte und Bücheranzeigen.

Neuere Arbeiten zur Hauskunde und Ethno-Geographie

von Dr. Willi Pessler in Hannover.

1. Der volkstümliche Wohnbau an der Nieder-Elbe, vornehmlich im Hamburgischen Amte Ritzebüttel. In 'Mitteilungen aus dem Museum für Hamburgische Geschichte' Nr. 1, Hamburg 1909.

Diese auf gründlicher Kenntnis des alten Niedersachsenhauses beruhende Untersuchung eines engeren Teilbezirkes gibt in den ersten Kapiteln vortreffliche Hinweise auf Zweck, Umfang und Methode der Hausforschung. Von grossem Werte ist die Auseinandersetzung über die Unterschiede der friesischen und sächsischen Bauweise, die viel besprochen, aber nicht immer richtig erkannt worden sind, zumal beide auch manches gemeinsam haben, wie die durchgehende Dreischiffigkeit des Wirtschaftsteils und die Bedeutung der Mittelschiffständer für die Festigkeit des Gesamtbaues. Besonders wichtig sind da die von Pessler mit grosser Klarheit dargelegten Beziehungen einerseits des nördlichen Sachsenhauses zum friesischen Hause, andererseits des südlichen Sachsenhauses zum hochdeutschen Haustypus. Im ersteren Falle ist die sog. Kübbung das gemeinsame Bauprinzip, im letzteren die das Dach tragende Wand. Immer wieder wird auf die ethnologische Bedingtheit des volkstümlichen Hausbaues mit Schärfe hingewiesen. Die im 4. Kapitel besprochenen verschiedenen Formen des volkstümlichen Wohnbaues im Amte Ritzebüttel sind das Marschbauernhaus und das Geestbauernhaus mit einigen Unterarten. Obwohl beide Formen im grossen und ganzen übereinstimmend der niedersächsischen Bauform des Flettdielenhauses angehören, hat doch das Marschbauernhaus ausser seinem grösseren Reichtum an Wohnräumen und Nebengebäuden eine Besonderheit gegenüber dem Geesthause aufzuweisen, das ist ein in die Giebelwand des Wohnteiles mündender Längsflur, die 'förlangsluch', die sonst dem Sachsenhause mit Flettdiele fremd ist. Ganz abgesehen von etwaigen friesischen Einflüssen in diesem Punkte ist ein solcher Flur bei einer Anhäufung von Wohnräumen, wie man sie in dem Wohnteile des Marschbauernhauses findet, meines Erachtens geradezu eine natürliche Notwendigkeit. Ein kurzes Kapitel ist auch dem Ackerbürgerhause gewidmet, dessen alte Formen in Cuxhaven und Ritzebüttel eine fortlaufende Entwicklungsreihe vom Bauernhause zum Stadthause nachweisen. Merkwürdig ist das völlige Fehlen von Fischerhäusern im Amte Ritzebüttel.

Sehr eingehende Beobachtungen hat Pessler ferner hier über Einzelheiten der Bauausführung, die Entwicklungen, welche die einzelnen Räume erlebt haben, die Balkenkonstruktionen und die Ausstattung der Räume niedergelegt. Einem Nachruf entspricht die Beschreibung des vielgeschmähten Wandbettes, der Butze, die allmählich verschwindet. Schliesslich gibt Kap. 6 eine Übersicht über die plattdeutschen Bezeichnungen der Einzelteile des Hauses in dem besprochenen

Gebiete, wobei der Westen und Osten unterschieden wird, die zuweilen eigentümliche Abweichungen voneinander aufweisen. Einige kleine Kapitel handeln dann noch von der Entwicklungsgeschichte des Sachsenhauses, von der Hausgeographie und von ethno-geographischen Vergleichen. Zu den beiden letzteren Abschnitten gehört eine Anzahl kleiner farbiger Karten, welche die Verbreitung einzelner beobachteter Baukonstruktionen, Grundrisse, Bezeichnungen für Hausteile, Mundarten u. a. in übersichtlicher Form nebeneinander zur Darstellung bringen. Überhaupt ist die Ausstattung der Arbeit mit Karten, Aufrissen und guten Photographien sehr reich und fördert ungemein das Verständnis. Ein kleiner Mangel ist die Undeutlichkeit der Schrift in den architektonischen Rissen. Ein Register fehlt löblicherweise nicht.

2. Die Unterarten des altsächsischen Bauernhauses. Vortrag. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1909.

Pessler macht mit Recht in diesem Vortrag darauf aufmerksam, dass die beliebte Einteilung des Bauernhauses nach dem Grundriss nicht das alleinige Unterscheidungsmittel sein dürfe, sondern dass auch die Konstruktion massgebend ist. Wo die beiden Hauptarten des Sachsenhauses, nämlich das nördliche Kübbungshaus und das südliche Vierständerhaus, zusammentreffen, findet sich die Zwischenform des Dreiständerhauses. Der Heideschafstall, die Urform des Sachsenhauses, findet sich nur im Gebiet des reinen Kübbungshauses. Am Niederrhein hat das Kübbungshaus eine Abwandelung durch Verlängerung der Dielenständer erfahren, andere Übergangsformen ergeben sich durch Berührung mit dem mitteldeutschen Haustypus, so besonders die zweigeschossigen Bauten. Auf der Pesslerschen Unterscheidung nach der Konstruktion beruht die Feststellung, dass das Vierständerhaus im Gegensatze zum Kübbungshause nur ausserhalb des Gebietes der sächsischen Urnenfriedhöfe und Wallburgen verbreitet ist und somit unter Berücksichtigung mundartlicher Grenzen die alte sächsische Stammesgrenze zugleich als Grenze des Kübbungshauses erkennbar wird. Leider reichen die ältesten Häuser nur bis 1500 zurück. Bezüglich der Entstehung des Sachsenhauses ist anzunehmen, dass es ursprünglich wohl als Wirtschaftsgebäude errichtet wurde, das aber von vornherein die Kübbungen hatte. Schliesslich werden noch die bekannten Einteilungen des Sachsenhauses aufgezählt, welche auf dem Grundrisse beruhen. Bemerkenswert ist da das Ergebnis, dass die Flettdiele sich in dem rein sächsischen Stammlande, die Durchgangsdiele aber in den vom Sachsenstamme später eroberten oder kolonisierten Gebieten vorfindet. Einflüsse niederfränkischer, friesischer oder holländischer Siedler sind in den Flügelanbauten erkennbar, welche den Wohnteil erweitern.

3. Richtlinien zu einem Volkstums-Atlas von Niedersachsen. Vortrag. In 'Hannoversche Geschichtsblätter' 1909.

Der Verfasser gibt ein weitreichendes Programm für wissenschaftliche Verarbeitung aller auf Landes- und Volkskunde Niedersachsens bezüglichen Tatsachen in der Form eines grossen Kartenwerkes. Genauere Vorschläge für diese grosse Arbeit werden hinsichtlich der Volkskunde gemacht. In den zu diesem Zwecke gegebenen Definitionen des Wortes Volkskunde wird die Betonung der 'Volksüberlieferung' als des wichtigsten Merkmales für die Begriffsumgrenzung vermisst. Im übrigen ist dem Verfasser beizustimmen, wenn er sagt „die Eigenschaften des Volkstums sind zurzeit durch den immer steigenden Verkehr der Gefahr der Verwischung und Vernichtung in besonders hohem Masse ausgesetzt,

so dass es höchste Zeit ist, die notwendigen Arbeiten zu beginnen oder mit Energie fortzusetzen, um die Volkstumsmerkmale der deutschen Stämme, insbesondere hier des niedersächsischen, zu erfassen und festzulegen.“

4. Deutsche Ethno-Geographie und ihre Ergebnisse, soweit sie kartographisch abgeschlossen sind. In ‘Deutsche Erde’, Gotha 1909 und 1910.

Die Verbreitung des deutschen Volkstums oder deutsche Ethno-Geographie darzustellen ist das Hauptziel der verdienstvollen Zeitschrift ‘Deutsche Erde’. Der vorliegende Aufsatz Pesslers macht es sich daher zur Aufgabe, eine Übersicht über die kartographischen Arbeiten auf diesem Gebiete zu geben, welche vor allen Dingen auf der Verbreitung der deutschen Sprache und Mundarten beruhen. Pessler fügt nun besonders auf Grund eigener Forschungen einer solchen Karte die Verbreitungsgebiete einer anderen wichtigen Volkstumserscheinung, des deutschen Bauernhauses, hinzu. So ist die direkte Vergleichung der Sprach- und Mundartengrenzen mit den Grenzlinien der Hauptformen des Bauernhauses auf einer Karte ermöglicht. Ausserdem sind noch die von Rud. Virchow seinerzeit festgelegten Gebiete des blonden und braunen Menschentypus in Deutschland auf derselben Karte ersichtlich. Als Hauptergebnis dieser Zusammenstellung verschiedener Volkstumsmerkmale auf einer Karte wird klar, dass das altsächsische Bauernhaus innerhalb des blonden Menschentypus und dieser innerhalb der niederdeutschen Sprache liegt. Der oberdeutsche Haustypus bleibt hinter der oberdeutschen Sprachgrenze zurück, die ihrerseits Beziehungen zur Nordgrenze des braunen Typus erkennen lässt.

5. System der Ethno-Geographie. In ‘Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien’ 1910.

Es ist die Wissenschaft von der Volkstumsverbreitung, deren Theorie und System hier erörtert wird. Ihr Umfang würde sich etwa mit dem decken, was Weinhold in der Einleitung zu dieser Zeitschrift 1891 als Aufgabe der Volkskunde bezeichnet hat. Es ist bekannt, dass das Schema von Weinhold als zu weitgehend betrachtet und in der Tat wohl in keiner umfassenden Behandlung der Volkskunde irgend eines deutschen Stammes ganz ausgeführt worden ist. Wie dem auch sei, es wäre jedenfalls sehr erwünscht, wenn infolge dieser neuen Anregung durch Pessler die physische Beschaffenheit der deutschen Volksstämme sowie ihre Psychologie mehr, als bisher geschehen, im einzelnen klar gestellt würden. Von der in Aussicht genommenen Kartierung aller ermittelten Tatsachen kann man sich nur grosse Vorteile versprechen.

6. Das altsächsische Bauernhaus in seiner geschichtlichen Bedeutung. Vortrag. Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen 1910.

Die hohe kulturgeschichtliche Bedeutung des altsächsischen Bauernhauses wird des näheren erwiesen. Wahrscheinlich stehen Halle und Flett des Heliand (9. Jahrhundert) mit ihm in Verbindung. Sein Hauptkennzeichen ist die hohe, in der Mitte gelegene, längsgerichtete Diele, die gleichzeitig als Dreschtenne und Stallgasse dient. Die Abarten des Sachsenhauses nach Grundriss und Konstruktion werden an der Hand von eigenen Aufnahmen aufgezählt. Wichtig ist der Hinweis auf das Fehlen wendischer Häuser in ganz Nordwestdeutschland, wodurch auf die eigentümliche Dorfanlage des wendischen Rundlings in Hannover und Braunschweig ein besonderes Licht fällt. Trotzdem lassen sich aber an dem altsächsischen Bauernhause deutlich fremdvölkische Einflüsse nachweisen, ein Hauptverdienst der eindringenden Arbeiten des Verfassers.

7. Ziele und Wege einer umfassenden deutschen Ethno-Geographie. Vortrag. In 'Wörter und Sachen', kulturhistorische Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung, Heidelberg 1911.

Wie schon in einer früheren Veröffentlichung geschehen, gibt Pessler hier, nur in mehr durchgearbeiteter Form, einen Plan für die Arbeit an der Wissenschaft von der Volkstumsverbreitung. Sie ist ein Grenzgebiet zwischen Ethnologie und Geographie. Der ersteren Wissenschaft Aufgabe ist es, das Volkstum bezüglich Körper, Geist, Sprache und Sachen in ihrer Verbreitung räumlich zu erforschen und zu vergleichen, während der zweitgenannten Wissenschaft zukommt, die vom Volkstum abhängigen menschlichen Eigenschaften, als Körperbeschaffenheit, Geistesveranlagung, Sprache und Sachen in ihrer Verbreitung darzustellen. Diese beiden Disziplinen soll die Ethno-Geographie als besondere Wissenschaft bearbeiten. Volkstümlich wichtig ist das, was sich als charakteristisch für eine Landschaft oder einen Volksstamm erweist, was mithin über einen bestimmten Bezirk eine ununterbrochene Verbreitung hat. Zur Terminologie wird vorgeschlagen: 'Volkstumsmerkmal' für das einzelne Kennzeichen ethnischer Gemeinschaft, 'Volkstumswellen' für die Linien, welche die äussersten Punkte gleichen Volkstums verbinden und 'Gebiete' (Rein- und Mischgebiete) für die von solchen Wellen eingeschlossenen Flächen. Von den 'Gebieten' sind scharf zu scheiden die Ausdrücke 'Reinform' und 'Mischform', die sich nicht, wie jene, auf die Verbreitung, sondern auf die Beschaffenheit des Gegenstandes beziehen. Die vergleichende Ethno-Geographie soll endlich die Ursachen der Verbreitung von Volkstumserscheinungen erklären. Grosses Gewicht ist in dieser Wissenschaft auf die landkartenmässige Darstellung der Verbreitung aller Volkstumsmerkmale zu legen.

8. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde Niedersachsens. Im 12. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft zu Hannover, 1911.

Diese inhaltreiche Schrift gibt einen Überblick über die Verbreitung des altsächsischen Bauernhauses im Umkreise der Stadt Hannover, wo jedes einzelne Dorf auf seine alten Bauten untersucht wurde. Auch die Altstadt Hannover trägt in ihren Bürgerhäusern noch das Gepräge des altsächsischen Stils. Im zweiten Abschnitte wird dann die Abweichung der altsächsischen Hausgrenze von der niederdeutschen und niedersächsischen Sprachgrenze eingehend behandelt und festgestellt, dass das Auseinanderfallen dieser Grenzen die Regel und ihr völliges Zusammenfallen die Ausnahme ist. Im einzelnen wird dann versucht, für die besonders auffälligen Erscheinungen dieser Art eine Erklärung zu geben. Ein dritter, sehr beachtenswerter Abschnitt ist noch einer bisher wenig beachteten Baubesonderheit gewidmet, der Verbreitung der verschiedenen Arten des Fensteröffnens im volkstümlichen Hause. Pessler unterscheidet drei Formen, das Schiebefenster, das nach aussen zu öffnende Drehfenster und das nach innen sich öffnende Drehfenster. Die Feststellung, dass das nach aussen zu öffnende Drehfenster, kurz Aussenfenster genannt, in dem Kernlande der Sachsen (Holstein und Nordniedersachsen) ausschliesslich herrscht, ist bemerkenswert und neu. Wie alle Veröffentlichungen Pesslers ist auch diese mit ausserordentlich reichen Abbildungen und Kartenübersichten ausgestattet. Vermisst wurde nur in dem schwierigen zweiten Abschnitte eine Karte der niederdeutschen Mundarten nach dem heutigen Stande ihrer Kenntnis.

9. Haus-Geographie von Mecklenburg. In 'Deutsche Erde' 1912.

„Mecklenburg samt Ostholstein bildet in seinem Volkstum einen Übergang von dem rein altsächsischen Westen Niederdeutschlands zu der Mischbevölkerung

des Ostens." Diese an sich gewiss berechtigte Anschauung Pesslers ist in anthropologischer Hinsicht aber doch erst zu beweisen. Von einem Albinogebiet in Norddeutschland zu sprechen, ist wohl nicht erlaubt, da Albinismus meines Wissens einen pathologischen Habitus darstellt. Besonders hinsichtlich des Bauernhauses gehört Mecklenburg zum ausgesprochen altsächsischen 'Kulturkreise'. Trotz der starken wendischen Volksbeimischung hat sich auch in Mecklenburg von einem nachweislich wendischen Haustypus keine Spur gefunden. Vorherrschend ist das altsächsische Kübbungshaus mit Flettdiele, Durchgangsdiele und Sackdiele. Das Bürgerhaus ist 1816 durch amtliche Verordnung beeinflusst worden, welche keine Giebelhäuser an der Gasse dulden wollte, sondern nur 'Querhäuser en front' erlaubte. Dieses Querhaus vom mitteldeutschen Typus ist am meisten in dem von Brandenburg-Pommern umschlossenen Teile Mecklenburgs vertreten. Die Mischformen, die von Pessler als ostelbisch-altsächsisch und altsächsisch-mitteldeutsch bezeichnet worden sind, kommen im östlichen Grenzgebiete ebenfalls vor, müssen aber noch näher untersucht werden, eine Aufgabe, die der 'Heimatbund Mecklenburg' in seiner geplanten Gesamtbearbeitung des mecklenburgischen Bauernhauses wohl zur Ausführung bringen wird.

10. Grundsätzliche Bemerkungen zu neueren ethno-geographischen Karten des Deutschtums. In 'Deutsche Erde' 1912.

Erneut weist der Verfasser auf die grosse Wichtigkeit der Karte für die Ethno-Geographie hin, weil sie allein direkte Vergleiche der Verbreitung typischer Volkstumsmerkmale ermöglicht. Auch Ercheinungen geistiger Art können so nutzbringend dargestellt werden, wie in Georg Gerlands 'Atlas der Völkerkunde' bereits geschehen ist. Aus W. Ripley 'The races of Europe' wird ferner die Tatsache entnommen, dass Deutschland auch hinsichtlich der Schädelform in annähernd parallele, west-östlich verlaufende Streifen zerfällt, was ethno-geographisch so sehr wichtig wird, weil schon die Hausform, die Sprache und die Färbung ähnlich gestaltete Wellen zeigen. Auch die Verbreitung von Hausrat bestimmter Eigenart, Wirtschaftsgeräten und Trachten sollte kartographisch festgelegt werden, wobei zu beachten ist, dass Mischgebiete von reinen Formen und Reingebiete von Mischformen scharf auseinander zu halten sind.

Berlin. Karl Brunner.

Karl Helm, Altgermanische Religionsgeschichte, 1. Band (Germanische Bibliothek hsg. von W. Streitberg 1. Abteilung V. Reihe 2. Band). Heidelberg, C. Winter 1913. Mit 51 Abbildungen. X, 411 S. 8°. Geh. 6,40 Mk.

Das grosse Verdienst von Helms ausserordentlich fleissigem Werk liegt in einem doppelten Versuch. Erstens will Streitberg die chronologische Entwicklung streng durchführen, auch wo einheitliche Begriffe (wie 'Riesen', 'Tempel' oder dgl.) aufgelöst werden müssen — ein höchst dankenswertes Experiment, obgleich H. selbst gelegentlich kleine Inkonsequenzen entschuldigen muss. In neuerer Zeit habe fast nur ich mit dem betreffenden Abschnitt meiner 'Religionsgeschichte' eigentliche Geschichte zu geben mich bemüht; da aber hier nur die Grundlinien entworfen werden konnten, kommt mein Kapitel mit Helms ausführlicher Darstellung in gar keine Vergleichung. Auch ist Helms Versuch wirklich fruchtbar. Im ersten Teil zwar ist er durchweg durch die Unsicherheit

nicht nur des Materials überhaupt (worüber gleich mehr) sondern insbesondere auch der Chronologie gehindert: da sogar die Folge der primitiven Religionsstufen vielfach unsicher ist, kommt er um ein Raten und Konstruieren oft doch nicht herum, z. B. wo es sich um die Frage der Naturverehrung handelt. Aber sobald wir auf einigermassen festem Boden sind, wie insbesondere bei der Frage der keltischen und vor allem der römischen Beziehungen, wird die chronologische Folge zum wertvollen methodischen Hilfsmittel, zum Werkzeug der Kritik und zum Förderer der Interpretation. Ich möchte in der Darstellung der germanisch-römischen Beziehungen (S. 342f.) den bedeutendsten Schritt vorwärts sehen, der durch Helms, im Tatsächlichen immer zuverlässiges Buch getan wird. Denn in bezug auf den zweiten Hauptgesichtspunkt kann ich einige Skepsis nicht unterdrücken.

Dies zweite nämlich ist der Versuch, die Religionsgeschichte möglichst an der Hand der Denkmäler zu geben und diesen die Aussagen prinzipiell nach- und unterzuordnen. Man ist ja jetzt geneigt, von der Archäologie eine völlige Erneuerung der Mythologie — sei das liebe alte Wort ruhig verwandt! — zu erwarten; ich fürchte doch, dass alle Amulettfunde und Tempelausgrabungen, so wenig ich ihren Wert bestreite, nur Illustrationen zu dem bleiben werden, was die schriftliche Überlieferung uns lehrt. Denn diese hat nun einmal in zwiefacher Hinsicht einen ungeheueren Vorsprung: sie ist verhältnismässig kontinuierlich und verhältnismässig eindeutig. Durchaus möchte ich mir aneignen, was soeben (in der Deutschen Literaturzeitung 1913 S. 1575) G. Neckel über die Ortsnamenforschung bemerkt hat: „Spricht das Altertum nicht zu uns aus den Handschriften, und ist das nicht eine so zusammenhängende Rede, dass sie uns das Wiedererleben des alten Lebens weit sicherer ermöglicht als jene losgerissenen unbestimmten Töne?“ Man sehe doch nur, welchen Spielraum der Deutung ein scheinbar einfaches Denkmal wie der Sonnenwagen von Trundholm (S. 178) übrig lässt! Man beachte, mit wie vielen Möglichkeiten die Auslegung einer so wichtigen Tatsache wie die der Steingräber (S. 139) rechnen muss! oder wie viele Interpretationen die Grabgaben (S. 241f.) zulassen! Man beachte ferner, zu welchen Kühnheiten der Erklärung die Bevorzugung der archäologisch ‘gesicherten’ Annahme etwa gegenüber dem Zeugnis des Cäsar (S. 258) oder gar des Tacitus (templum: S. 282) zwingt! Auch sonst führt die berechtigte Neigung, herkömmlichen Anschauungen mit eindringender Kritik zu begegnen, Helm nicht selten zu bedenklichen Annahmen, so betreffs der Eponymi der Kultgenossenschaften (S. 336), für die die göttliche Eigenschaft wohl unbedingt eine einfachere und durch fremde Analogien gut gestützte Erklärung liefert; oder zu gar zu zuversichtlichen Behauptungen: wissen wir es so sicher, dass die Pferde nicht nur zu Orakelzwecken gehalten wurden (S. 279)? Die Orakelrosse wurden doch vielleicht zu anderen, niedrigeren Diensten gar nicht benutzt. Ausgezeichnet ist dagegen fast stets die interpretatio der interpretatio Romana, sowohl ihrem Begriff nach als in Einzelfällen (zur Nerthus S. 307), und so ist die eingehende Besprechung der Votivsteine in jedem Punkt, auch wo man nicht zustimmen möchte, eine Förderung unserer Erkenntnis (überzeugend gegen meine Deutung der Dea Sandraudiga S. 383 Anm.). Wichtig ist namentlich die jedesmal wiederholte Prüfung des Ursprungs und der Nationalität der Stifter (sehr scharfsinnig z. B. S. 378, 385).

Schade, dass wir mit dem Register auf den zweiten Band warten müssen, den wir aber auch sonst mit lebhafter Spannung erwarten würden!

Berlin. Richard M. Meyer.

Curt Rotter, Der Schnaderhüpfel-Rhythmus. Vers- und Periodenbau des ostälpischen Tanzlieds nebst einem Anhang selbstgesammelter Lieder. Eine Formuntersuchung (Palaestra XC). Berlin, Mayer & Müller 1912. 236 S. Beilage ohne Seitenzählung: 34 Liedsätze aus dem Pinzgau und zehn Ländlerweisen. Geh. 8 Mk.

Metrische Untersuchungen für das Gebiet des Schnaderhüpfels existierten bis jetzt nur zwei, die grössere Bedeutung haben. Brenner (Festschrift für Weinhold, Strassburg 1896) beschäftigte sich nur mit dem Versbau und gab grammatische Schemata, zu deren Kritik Reuschel (Volkskundliche Streifzüge, Dresden und Leipzig 1903, S. 108ff.) einige Bemerkungen machte. Blümml (Zur Metrik des Schnaderhüpfels, PBB 31, 1ff.) ging zwar von dem richtigen Grundgedanken aus, brachte aber durch eine jeder Kritik der musikalischen Überlieferung ermangelnde Sorglosigkeit auf der einen und ein müssiges Präzisseinwollen auf der anderen Seite nur Verwirrung anstatt Klarheit. Rotter nimmt den richtigen Gedanken Blümmls auf. Er berücksichtigt in gleicher Weise Text und Melodie. In der Einleitung geht er von der Wechselwirkung von Arbeit und Gesang, Spiel und Gesang aus, definiert den Begriff Schnaderhüpfel und spricht über die Verbreitung dieser ausserordentlich veränderlichen Liedgattung. Hier und da dürften seine Ansichten nicht unwidersprochen bleiben. So dünkt mich der Satz: „Das Volkslied hat bis auf den heutigen Tag den Zusammenhang mit dem Gesang nicht verloren“ (S. 9) ein Unsinn. Eine Dichtung, die den Zusammenhang mit dem Gesang verloren hat, ist eben kein Lied mehr, denn doch erst die Überlieferung im Gesang macht eine volkläufige Dichtung zum Volkslied. Wenig glücklich scheint mir auch die Unterscheidung 'lyrischer Einstropher' und 'Schnaderhüpfel'. Es ist doch eine Tatsache, dass eine ganze Menge Schnaderhüpfel auf ihrer Wanderung nach Norden zu echten Tanzliedern geworden sind, die während des Tanzes ertönen, während Rotter nur die Vierzeiler als Sh. gelten lässt, die vor dem Tanze gesungen werden, gewissermassen die Einleitung des Tanzes sind und seine Melodie angeben, die dann von den Musikanten aufgenommen wird. Jedenfalls ist die Beschränkung auf das ostälpische Tanzlied die Quelle dieser Unrichtigkeit. Für die Aufdeckung des Zusammenhanges zwischen dem Ländler und dem Schnaderhüpfel dürfen wir Rotter auf jeden Fall dankbar sein. Auch da wird ein gegenseitiger Austausch so stattgefunden haben, dass Ländlerweisen zu Sh-Melodien, und diese zu Ländlerweisen wurden. Ein einseitiges Bevorzugen irgendeiner musikalischen Gattung ist sicherlich vom Übel.

Der Schwerpunkt der Rotterschen Arbeit liegt aber nicht in der Einleitung. Er liegt in der fleissigen, gescheuten Untersuchung über die rhythmische Gestalt des Sh. Wie ein Baumeister verfährt Rotter, behandelt im ersten Abschnitt den Versrahmen und die Versfüllung, im zweiten den Periodenbau, dann das gesungene Lied. Sind die ersten beiden Abschnitte der Brennerschen Arbeit noch genähert und nur hinsichtlich der Benennung der Typen anders geartet, so steht der zweite Hauptteil ganz ohne Vorgänger da. In überaus feiner Weise zergliedert er die Vierzeilerweise, die er im Ländler wiederfindet, zeigt, wie daraus sich die Dreiheberstrophe, die mehrzeilige Strophe und endlich die untanzmässige Form des Vierzeilers allmählich entwickelte. Seine eingehende Untersuchung fördert dabei Ergebnisse zutage, die vorher unbekannt waren. Die ganze Fülle der gewonnenen Erkenntnisse hier auch nur auszugsweise zu bringen, hiesse die ganze Arbeit wiederholen. Vielleicht, dass hier und da — bei der Fülle des von Rotter verarbeiteten Materials hält eine Nachprüfung schwer, aber wo ich sie

vornahm, hatte ich den Eindruck genauer, kritischer Benutzung der Quellen — besonders im 8. Kapitel, noch Belege gefunden werden können, die eine verwickeltere Gestaltung zeigen als die von Rotter aufgeführten Fälle: immer aber wird sich auf Grund der Rotterschen Arbeit eine Einreihung der Schnaderhüpfel in eine der von ihm gefundenen Gruppen ermöglichen lassen. Vielleicht berücksichtigt der dazu prädestinierte Forscher später einmal auch die einstrophischen Lieder im Rahmen einer Sh-Untersuchung mehr als in dieser durch die Art ihrer Entstehung etwas ungleichartigen Arbeit. Zu den 24 Liedsätzen will ich nur noch bemerken, dass der Satz 3 fast Note für Note mit einem auf dem Westerwald viel gesungenen Vierzeiler, einem sogenannten 'Traller', übereinstimmt. Rotters Liedsätze sind eine willkommene Bereicherung unserer Volksliedliteratur und eine anschauliche Ergänzung zu seiner glänzenden Arbeit.

Biebrich a. Rh. Otto Stückrath.

Beiträge zur Geschichte des westfälischen Bauernstandes. Mit 16 Porträts, 366 Textabbildungen, 2 Tafeln und 5 Karten. Berlin, Paul Parey 1912. LIV, 862 S. Geb. 15 Mk.

Von dieser umfangreichen Festschrift, die zum 50jährigen Jubiläum des westfälischen Bauernvereins erschienen und von dem Freiherrn von Kerkerinck zur Borg redigiert ist, haben einzelne Beiträge auch Wert für die Volkskunde. Vor allem interessiert das Eingangskapitel von Dr. Heinrich Schotte über die rechtliche und wirtschaftliche Entwicklung des westfälischen Bauernstandes bis zum Jahre 1815 sowohl durch die umsichtige Verwertung und Zusammenstellung der einschlägigen, sehr reichhaltigen Literatur als auch durch vielfache, das Meitzensche Siedlungswerk ergänzende Beiträge zur Entwicklung der Flur. Die Hauptursachen der Einzelsiedlung sieht der Verfasser in den klimatischen Verhältnissen und in der Natur des Landes, die auf Viehzucht drangen. Erst der Übergang zum Ackerbau bewirkte eine Haufensiedlung, die ferner nur durch genossenschaftliches Zusammenarbeiten möglich war. Die dritte Siedlungsform der Hagendörfer ist bekanntlich erst auf grundherrlichen Gebieten im 13. Jahrhundert entstanden. Wenn auch diese Tatsachen nichts Neues bieten, so sind sie doch durch manche wertvolle Einzelheiten ergänzt. Von der Vödenwirtschaft, einer hauptsächlich im Münsterlande einst bekannten Art von Feldgraswirtschaft, dürfte in der Literatur wenig zu finden sein. Auch die Schilderung des Unterganges der Bauernfreiheit, dessen Anfänge nach Schotte bereits in der fränkischen Zeit zu suchen sind, enthält wertvolle, zum Teil ungedruckte Einzelheiten. Überhaupt liegt der Wert dieser Arbeit, die für einen grösseren Kreis bestimmt ist, in den Ergänzungen und Fussnoten. Auch die folgende Arbeit von von Laer über die wirtschaftlichen Verhältnisse im 19. Jahrhundert ist reich an Stoff, wenn sie auch weniger volkskundliche Materialien enthält. Ein weiterer Teil von Prof. Dr. Bachmann beschäftigt sich mit Sitten und Gebräuchen. Da es sich hier in der Hauptsache um Äusserungen des Volksgeistes handelt, die auch in anderen deutschen Gebieten vorkommen und bekannt sind, so erübrigt sich ein weiteres Eingehen an dieser Stelle.

Der umfangreiche Schlussteil von Dr. Werner Lindner über die bäuerliche Wohnkultur verdient eine besondere Würdigung allein wegen der vielen schönen photographischen und zeichnerischen Darstellungen. Als Architekten lag dem

Bearbeiter naturgemäss die Konstruktion am nächsten, die er selbst bei dem Sachsenhause noch durch Einzelheiten (Abb. 4, 175 S. 706) bereichert. Dankenswert ist das Zurückgreifen auf alte Stiche und Handzeichnungen, obwohl daraus für die Entwicklungsgeschichte nur wenig gewonnen ist. Das war wohl auch nicht die Absicht Lindners; sonst hätte er auf Rhamm Bezug nehmen müssen, mit dem sich jeder auseinanderzusetzen hat, der sich mit dem Altsachsenhause beschäftigt. Die kleinen alten Heuerhäuser, die L. in Abb. 26—30 darstellt, sind wertvoll für die Umwandlung des Altsachsenhauses auch im Osten; leider sind sie nur in der Ansicht, nicht in den Grundrissen gegeben. Der Beschreibung eines Hümmlingshauses von Pfarrer Hoche aus dem 17. Jahrhundert bringt Lindner ein unbegründetes Misstrauen entgegen, da die hier erwähnten vertieften Ställe, in Holland Potstall genannt, sich in Brabant, Drenthe, im Cleveschen und Geldernschen, im Inn- und Ötztale, im südlichen Brandenburg und sprachlich auch auf Föhr (s. oben 22, 370) nachweisen lassen. Beachtung hat der Verfasser auch den Wirtschaftshäusern des westfälischen Hofes geschenkt, von denen er die Steintürme (Speicher), Waschhäuser, die man sonst mehr in dem südlichen Grenzgebiet findet, und die Torhäuser, deren Beziehungen zu den altmärkischen und brandenburgischen noch aufzuklären sind, eingehend behandelt. Jedenfalls bringt auch die Schlussarbeit neben Bekanntem manches, was für die Entwicklungsgeschichte des Altsachsenhauses von Wert ist.

Berlin-Halensee. Robert Mielke.

K. Ohlert, Rätsel und Rätselspiele der alten Griechen. Zweite umgearbeitete Auflage. Berlin, Mayer & Müller 1912. VIII, 252 S. 8°. Geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.

Auf dem Gebiete des antiken Rätsels ist noch viel Arbeit zu leisten. Mag auch das vorhandene Material an Rätseln ziemlich vollständig gesammelt sein, so fehlt es doch an einer tiefergehenden stilistischen und sachlichen Untersuchung und Einteilung, wie sie, besonders auf Wossidlos Sammlung fussend, für die deutschen Volksrätsel R. Petsch (Palaestra IV, 1899) in den Grundzügen und R. Lehmann-Nitsche (Adivinanzas Rioplatenses 1911) für die argentinischen mit feinster Detaillierung vorgenommen haben. Eine solche Durchforschung des vorliegenden Materials würde vielleicht auch die Beantwortung der Frage ermöglichen, was in den meist in poetischer Form und gelehrtem Gewande überlieferten antiken Rätseln an wirklich volkstümlichem Gut vorhanden ist. Das neueste Werk über die griechischen Rätsel von Wolfgang Schultz (Rätsel aus dem griechischen Kulturkreise, Berlin 1909 und 1912) steht zwar an Fülle des Materials in erster Reihe, ist aber, ganz abgesehen von wissenschaftlichen Mängeln, wegen der abstrusen Deutungstheorie des Verfassers nur mit grosser Vorsicht zu gebrauchen.

Das Buch von Ohlert, das in zweiter umgearbeiteter Auflage vorliegt, behandelt zwar die Rätsel in bestimmten Gruppen ('Kosmische', Sinn-, Bilder-, Worträtsel u. dgl.), doch sind diese ziemlich weit gefasst, eine Scheidung zwischen wirklichen und unwirklichen Rätseln wird nicht scharf innegehalten, auf volkstümliche Züge nur ab und zu hingewiesen. Die Verweise auf nichtantike Parallelen hat der Verf. in der Neuauflage eingeschränkt; die vorhandenen zeigen, ein wie reiches Feld sich hier dem vergleichenden Forscher bietet. Trotz einer

gewissen Weitschweifigkeit ist das Buch lesbar und frisch geschrieben und zur Einführung in die Rätselliteratur des Altertums, das den Begriff des Rätsels viel weiter fasste als wir, immer noch am besten geeignet. Die beigefügten Übersetzungen ermöglichen auch dem Nichtphilologen das Verständnis. Zu S. 160 (Schildkröte-Leier) sei noch nachgetragen Soph. Ichn. 293ff.

Berlin-Pankow. Fritz Boehm.

Erich Klingner, Luther und der deutsche Volksaberglaube (Palaestra 56). Berlin, Mayer & Müller 1912. IX, 135 S. 8°. Geh. 4 Mk.

Auf Grund einer planmässigen Durchforschung von Luthers Schriften, Reden und Briefen will Kl. ein Bild von der Stellung des Reformators zum deutschen Volksaberglauben geben. Als Ausgangspunkt seiner Untersuchung wählt er mit Recht Luthers Teufelsglauben, da sich von ihm aus alle seine sonstigen abergläubischen Anschauungen erklären lassen. Dass Luther an die Existenz des Teufels glaubte, ist selbstverständlich; wie er ihn sich vorstellte, ist nicht mit wenigen Worten festzulegen, da sich das Bild nach Umständen und Stimmung änderte, der Teufel bald in Gestalt eines Menschen, bald eines Tieres gedacht wird (Kap. 1). Eine Erweiterung des Glaubens an den Teufel ist der an Dämonen, jene Zwischenwesen, gefallene Engel, die Urheber aller auffallenden Naturerscheinungen, die mit den Menschen oft in engste Beziehungen treten (Kap. 2). Ebenfalls hängt Luthers Stellung zum Zauber- und Hexenwahn (Kap. 3) mit seinem Teufelsglauben eng zusammen; sein Glaube an das Bestehen von Teufelspakten und Untaten von Zauberern und Hexen hat der Verbreitung der Hexenprozesse ohne Zweifel Vorschub geleistet. Sehr reicher und interessanter Stoff ist in Kap. 4—6 (L.s Glaube an Vorzeichen, seine Stellung zum 'wissenschaftlichen' Aberglauben und zu den abergläubischen deutschen Volksbräuchen) verarbeitet. Zu S. 124 Anm. 3 ist auf Zachariaes Aufsatz oben 21, 151f. zu verweisen, wo erwiesen wird, dass es sich bei den Krankenmessungen wirklich um einen rohen, nicht roten Faden handelt.

Das Buch, noch von Erich Schmidt angeregt und zum Teil als Berliner Dissertation erschienen, füllt eine lange empfundene (s. E. Mogk in Pauls Grundr.[2] 3, 236 und Mitt. d. Verb. dt. Vereine f. Volkskunde Nr. 6) Lücke in der Darstellung der Volkskunde des 16. Jahrh. aus. Goetzes inhaltsreicher Vortrag 'Volkskundliches bei Luther', Weimar 1909 (s. oben 20, 120) konnte und wollte nur eine Auswahl geben, während hier eine erschöpfende Darstellung vorliegt, die sowohl für das Charakterbild Luthers wie für die Kenntnis des Volksaberglaubens im 16. Jahrh. von grosser Bedeutung ist.

Berlin-Pankow. Fritz Boehm.

Notizen.

C. Bunge, Das Wissen vom Atem bei den alten Kulturvölkern. Eine religionsgeschichtliche Untersuchung. Mazdaznan-Verlag, Leipzig o. J. [1913]. 42 S. 8°. — Der Vf. ist der Ansicht, dass die religiösen Handlungen, welche die Religionsstifter und -bewahrer aller Zeiten ihren Schülern vorschrieben, alle denselben Zweck hatten: sie waren Mittel zur Heilung, Verbesserung und Weiterentwicklung des Individuums und der Rasse. Als erstes, ja als das Mittel hierzu erkannten und benutzten sie den Atem. Sie wandten ihn an als physisches Heilmittel, ferner 'in Verbindung mit rhythmisch ge-

sungenen Liedern und Hymnen', er 'wurde gepflegt als lebendiger Träger von positiven, fruchtbaren Gedanken, in Sprüchen und Ausrufungen, Gebeten und Konzentrationsübungen.' Diese immerhin etwas weit ausgedehnte Bedeutung des Atems wird nun durch die hauptsächlichsten Religionen der Kulturvölker hin verfolgt, und überall in ihnen werden mehr oder weniger deutliche Spuren dieser Atemreligion 'aufgedeckt'. Einige Proben: Die Stellungen und Haltungen der ägyptischen Sitzbilder 'entsprechen denen, die noch heute bei Atemübungen in Indien und anderen Orten gelehrt und praktiziert werden' (S. 17). Sprüche, wie: 'Wer betet, muß sich bücken, bis alle Wirbel im Rückgrat erschüttert werden' erweisen auch für den Talmud das Vorhandensein einer 'Atemkunde' (S. 34). Der neutestamentliche Spruch 'Betet ohne Unterlass' bedeutet 'Betet in einem Atemzuge' (S. 37). Das Wissen vom *ἅγιον πνεῦμα*, dem 'Heilsatem', ist durch den einseitig-abstrakten Begriff von einem 'heiligen Geiste' verdrängt worden (S. 6). Das mag genügen! [F. B.]

Gottfried Doehler, Am Dorfbrunnen, Geschichten und Mären. Leipzig, F. A. Barthel 1912. 4 Bl, 173 S. 2,50 Mk. — Geschickt ist in die anderthalb Dutzend anspruchsloser, frischer Erzählungen aus dem Vogtlande allerlei Volksbrauch, Aberglaube und Sage eingeflochten. Am gelungensten erscheinen uns 'Des Pfarrers G. Baumgärtel Walpurgisnacht' und 'Die Friedensliga in Fuchsgrün'. [J. B.]

Julius Eisenstädter, Elementargedanke und Übertragungstheorie in der Völkerkunde (Studien und Forschungen zur Menschen- und Völkerkunde, hg. von Georg Buschan, Band 11) VIII, 206 S. 8°. 10 Mk. — Das etwas breite, aber kenntnisreiche und umsichtige Buch behandelt eine auch für die Volkskunde eminent wichtige Frage. Wie begreift es sich, dass wir bei den verschiedensten, nicht verwandten, weit voneinander entfernten Völkern die gleichen Erscheinungen auf den Gebieten der Religion, des Rechts, der materiellen Kultur wiederfinden? Bastian und seine Anhänger antworten darauf: derlei Analogien erklären sich vor allem durch die Gleichartigkeit der menschlichen Psyche, wozu noch eine gewisse Gleichartigkeit der äusseren Umstände kommt; diese Theorie wird als die Lehre vom 'Elementargedanken' oder 'Völkergedanken' oder auch als 'psychologische Theorie' bezeichnet. Demgegenüber behaupten Ratzel und andere namhafte Forscher, dass identische Erscheinungen in räumlich getrennten Gebieten durch gegenseitige Beeinflussung zu erklären seien ('Übertragungstheorie'). Der Vf. vertritt den Standpunkt Bastians, den er zunächst von Missdeutungen befreit und ganz vortrefflich erläutert. Den grössten Teil des Buches (S. 61—147) nimmt dann die gewissenhafte, bis ins einzelne gehende Prüfung des Werks eines Übertragungstheoretikers ein, nämlich der mythologischen Untersuchungen, die Leo Frobenius unter dem seltsamen Titel 'Das Zeitalter des Sonnengottes' 1904 veröffentlicht hat. Daraus ergibt sich, dass die Folgerungen dieses begabten, doch ungestüm vordringenden und hastig aburteilenden Forschers nahezu in allen Punkten unhaltbar sind. Der zweite Teil der Arbeit (S. 151—206) beschäftigt sich in interessanter und förderlicher Weise mit den Analogien in den Zähl- und Rechenmethoden primitiver Völker. Schon die Unterscheidung zwischen Zahlwort und Zahlbegriff ist fruchtbar und wird in Zukunft hoffentlich allgemein beachtet werden. Der Vf. sucht an zahlreichen Beispielen zu zeigen, dass identische Methoden sich selbständig entwickelt haben und überall wiederkehren. Dieser Gegenstand eignete sich noch besser als die schwierige Mythenforschung zur Feststellung von Richtlinien und Grundsätzen, die wir für die Volkskunde so nötig brauchen wie für die Völkerkunde. Vielleicht aber wäre es am zweckmässigsten gewesen, wenn der Vf. übereinstimmende Objekte der materiellen Kultur, die doch am leichtesten vergleichbar sind, zum Ausgangspunkt für seine jedenfalls dankenswerten Studien genommen hätte. [H. Michel.]

A. van Gennep, Religions, moeurs et légendes, essais d'ethnographie et de linguistique, 4e série. Paris, Mercure de France [1912]. 269 S. 8°. — In dieser Sammlung von Bücherbesprechungen und selbständigen Aufsätzen des emsigen Gelehrten interessieren uns, ebenso wie in dem voraufgehenden Bande (vgl. oben 22, 215), am meisten die p. 127—240 mitgeteilten Lieder, Schwänke, Legenden und Sagen aus Savoyen, in denen die Sarazenen und die Helden des Königs Artus und Karls des Grossen häufig erscheinen. Für die Erhaltung der französischen Mundarten führt der Vf. (S. 241—268) namentlich den utilitaristischen Grund an, dass ein Franzose, der sein Patois kenne, auch

fremde Sprachen leichter erlernen werde. Allgemeinere Fragen werden in den voraufgehenden Artikeln berührt: der Vf. skizziert die Entwicklung der Völkerkunde seit der 1839 gegründeten Pariser Société ethnologique; betont die Notwendigkeit, in Nordafrika Museen für Völkerkunde zu gründen; versucht die vergleichende Methode der Religions- und Mythenforscher durch Berücksichtigung der Entstehung von Bräuchen und Sagen sowie der Einflüsse ihrer Umgebung und durch Ausschliessung der nicht gleichem Zwecke dienenden Erscheinungen auf eine höhere Stufe zu heben (S. 47—81); er polemisiert gegen Frazers Auffassung des Totemismus und vergleicht moderne Kinderzeichnungen mit prähistorischen Zeichnungen. [J. B.]

Guido Hartmann, Aus dem Spessart. Kultur- und Heimatbilder. Zweite vermehrte Auflage. Aschaffenburg, W. Walter (O. Wolf) o. J. [1913]. Mit 16 Illustrationen. 124 S. 8°. Geb. 1,80 Mk. — Das kleine Buch enthält in bunter Folge eine Reihe von Aufsätzen, die die Natur, Sagen und Lieder des Spessarts, dessen Stellung in der Literatur u. a. in gemeinfasslicher Form behandeln. Die Sagen sind vom Verfasser in poetische Form gebracht, was wohl dem volkstümlichen Zweck des Buches entsprechen soll. Die wenigen aus dem Nachlass des Justizrats W. Müller aus Amorbach mitgeteilten Lieder sind fast sämtlich teilweise umgestaltete Kunstlieder des 18. und 19. Jahrhunderts. Der Verfasser von 'Ja, ich bin zufrieden' (S. 43) ist J. Witschel 1769—1847 (Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar nr. 78), von 'Es kehrt ein Wandersmann zurück' (S. 45) L. Dreves 1836 (J. Meier, Kunstlieder nr. 227), von 'Weint mit mir' (S. 49) W. Hey 1836 (ebd. nr. 301), vgl. oben 12, 78), von 'Es ritt ein Jägersmann' (S. 51) Mahlmann 1802 (ebd. nr. 93). Zu 'Gestern abends spät in stiller Ruh' vgl. oben 6, 298. [F. B.]

A. Hilka und W. Söderhjelm, Vergleichendes zu den mittelalterlichen Frauengeschichten. 22 S. (aus den Neuphilologischen Mitteilungen in Helsingfors 1913). — In einer Cambridger Hs. der Disciplina clericalis sind drei neue lateinische Erzählungen hinzugefügt, die auch in die mittelenglische Übersetzung übergingen: 1. der Ehemann als Vertrauter des Buhlers; vgl. Toldo oben 15, 60; 2. die Wette über Frauentreue; vgl. G. Paris, Romania 32, 481; 3. der in einer Tonne versteckte Liebhaber von einem Bären bedrängt. Diese von H. und S. im Anhange ihrer grösseren Ausgabe der Disciplina clericalis (1911) zum ersten Male gedruckten Erzählungen werden hier mit parallelen Geschichten verglichen. [J. B.]

O. Knoop, Sagen der Provinz Posen, gesammelt und hsg. Mit 12 Abbildungen. Berlin-Friedenau, H. Eichblatt [1913]. XVI, 184 S. 2,50 Mk. (Eichblatts deutscher Sagenschatz 3). — Die Aufgabe, für das Eichblattsche Unternehmen, dessen schon oben S. 216 gedacht wurde, die Posener Sagen zu behandeln, konnte keinem Besseren anvertraut werden als Otto Knoop, der seit 30 Jahren ungemein viel für die Aufzeichnung der deutschen und polnischen Volksüberlieferungen dieser Provinz geleistet hat. Die 273 Nummern seines neuen Buches bringen in der Hauptsache bisher ungedrucktes Sagenmaterial in 23 Gruppen (Seelen, versunkene Städte, Gespenster, Haus-, Wasser- und Waldgeister, Riesen, Teufel, Hexen usw., Steine, Tiere, Pflanzen, Räuber). Man erkennt, dass aus der Mischung der Volksstämme auch eine Mischung der Sagen hervorgegangen ist; deutschen Ursprungs sind z. B. die kujawischen Sagen von Zwergen (Podziomki = Unterirdische) und vom Berggeist Wójt (Wodan); auch die durch Clara Viebig berühmt gewordene Sage vom schlafenden Heer weist Züge der Kyffhäusersage auf (hier nr. 60). Durch Quellenangaben, literarische Nachweise und Ortsregister hat K. für die wissenschaftliche Brauchbarkeit des handlichen Bändchens gut gesorgt. Von einzelnen Stücken hebe ich hervor: nr. 44 der zu einer nächtlichen Hinrichtung gerufene Geistliche; 66 Schmied und Teufel (Grimm, KHM. 82); 70 vgl. Ranke, Der Erlöser in der Wiege 1911; 161 und 172 Sohn dem Teufel verschrieben; 166 der Teufel will Geigespielen lernen; 171 der gestrichene Scheffel (Müllenhoff, Sagen S. 303; Kuhn, Westfäl. S. 1, 375); 174 der Teufel raucht aus der Flinte (oben 15, 452 unten); 175 und 251 Marterwerkzeuge Christi im Hechtkopf; 189 Werwolf (Marie de France, Lais ed. Warnke 1885 S. LXXIV); 199 Popiels Mäuseturm (Liebrecht, Zur Volkskunde 1879 S. 3); 224 Didos List (R. Köhler, Kl. Schriften 2, 319); 247 Fuchs und Katze (Grimm, KHM. 75); 271 Räuber und Mädchen (Bolte-Polívka zu Grimm 1, 373). [J. B.]

E. W. Land (Weitland), Blicke in das Volksleben der Uckermark, ein Beitrag zur Pflege der ländlichen Eigenart und des Heimatsgefühls. Prenzlau, A. Mieck [1912]. 134 + 8 S. — Die anspruchslos auftretenden Schilderungen der kirchlichen, häuslichen und dörflichen Feste, der Kinderreime, Volkslieder, Sagen, Märchen und Aberglauben enthalten wertvolles, zuverlässiges Material aus der Uckermark, in der soviel alte Überlieferungen sich bis auf die Gegenwart erhalten haben. Unter den Liedern, zu denen 19 Melodien mitgeteilt werden, steht z. B. S. 95 ein Historienlied von Genovefa, S. 91 und 99 Umformungen des französischen Marlborough-Liedes und des Kuglerschen 'An der Saale hellem Strande'; in den Sagen spielen der 'tolle' Schwedter Markgraf und die Herren v. Arnim eine besondere Rolle; das Märchen vom Bauer Kiwitt S. 111 gehört zu Grimm nr. 61; S. 125 verschiedene Besprechungen, Feuer- und Diebssegen. [J. B.]

Albert v. Pflugk, Beiträge zur Geschichte der Augenheilkunde in Sachsen. Dresden, C. Heinrich o. J. [1913]. 22 S. 8°. 1 Mk. — Das mit guten Abbildungen versehene Heft enthält in erweiterter Form einen Vortrag des als Augenarzt in Dresden wirkenden Verfassers, den er 1912 im Kgl. Altertumsverein zu Dresden gehalten hat. Volkskundlich nicht ohne Interesse sind die Nachrichten über das allmähliche Vordringen der Brille, deren Erfindung der Verf. an den Ausgang des 13. Jahrhunderts setzt. Eine gewisse Unklarheit herrscht in der Etymologie des Wortes 'Brille', das der Verf. S. 9 richtig von beryllus ableitet, während er es kurz vorher aus Pariglia, Parille entstanden sein lässt. Vielleicht hätte bei Gelegenheit der Namenserklärung darauf hingewiesen werden können, dass es sich um eine Pluralform handelt. Eine kurze Geschichte der Brille von v. Greef mit guten Abbildungen enthält auch Nr. 37 der 'Woche' 1913. [F. B.]

Quickborn-Bücher, herausgegeben vom Quickborn, Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und Literatur in Hamburg, e. V. 1. Band: Holstenart. Auswahl aus den Dichtungen von Johann Hinrich Fehrs, hsg. v. J. Bödewaldt. 77 S. 2. Band: Von alten hamburgischen Speichern und ihren Leuten, hsg. von Johs. E. Rabe. 61 S. 3 Abb. Hamburg, A. Janssen 1913; je 50 Pf. — Die Quickbornbücher wollen die Freude an niederdeutscher Art und Literatur durch Herausgabe literarischer, volks- und sprachkundlicher Beiträge wecken und stärken und so den Bestrebungen der verdienstvollen Vereinigung 'Quickborn' in weiteren Kreisen Geltung verschaffen. Das erste Bändchen bringt eine hübsche Auswahl aus den Werken des plattdeutschen Dichters J. H. Fehrs (geb. 10. April 1838), dessen Kunst, das holsteinische Volk in seiner heimischen Sprache zu zeichnen, schon von Klaus Groth gerühmt wurde. Seinen Dorfroman Maren (1907) nennt Bödewaldt in den 'Mitteilungen aus dem Quickborn' 6 nr. 3 den höchsten Gipfel, die Vollendung des deutschen Dorfromans; dieselbe Nummer enthält ein Bildnis des Fünfundsiebzigjährigen und kündigt eine Gesamtausgabe seiner Werke für den Herbst 1913 an. — Volkskundlich besonders wertvoll ist das zweite Bändchen, welches das Leben und die Menschen einer allmählich verschwindenden Welt, der des althamburger Speichers, anziehend und eingehend schildert. Rabe, dessen Vertrautheit mit der Vergangenheit Hamburgs aus seinem Kasper Putschenelle (1912, s. o. 22, 214) bekannt ist, führt den Leser durch die Speicherräume und schildert die hier wirkenden Leute, den Hausküper, die Quartiersleute, die 'Lüd von de Eck' usw. in ihrer Arbeits- und Ausdrucksweise. Neben dem kulturgeschichtlichen Wert der Darstellung ist ihre sprachliche Bedeutung besonders hervorzuheben. Der Preis der geschmackvoll gehefteten und gedruckten Bändchen, die zum Teil mit hübschen Abbildungen versehen sind, ist äusserst gering. [F. B.]

Friedrich Schön, Geschichte der rheinfränkischen Mundartdichtung. Freiburg i. Br., F. E. Fehsenfeld 1913. 40 S. 8°. 1 Mk. — Der selbst als Mundartdichter hervorgetretene Vf. gibt einen Überblick über die mundartlichen Dichter des rheinfränkischen Mundartgebietes, d. h. Hessen-Nassau, Hessen, Baden, Pfalz, Deutsch-Lothringen und Saarbrücker Land, berichtet über ihr Leben und würdigt kurz ihre Werke. Wenigen nur dürften die von ihm berührten Tatsachen bekannt sein, dass Karl Weigand der erste Wetterauer Mundartdichter war und dass der Oberbayer Kobell auch die badisch-pfälzische Mundart dichterisch verwendete. Mögen auch unter den aufgezählten sich manche vergänglichen Namen finden, so ist das fleissige Schriftchen doch ein nützlicher Beitrag zur mundartlichen Literaturgeschichte. [F. B.]

G. Schrey, Siegerländer Sagen, gesammelt. Siegen i. W. und Leipzig, H. Montanus 1912. 197 S. 8°. — Die Sagen sind nach den Orten geordnet, denen sie entstammen; doch fehlt jede Angabe über die benutzten mündlichen oder schriftlichen Quellen. Bedauerlich ist, dass der Vf. nicht schlicht und knapp wie das Volk redet, sondern häufig zu einer redseligen, schwungvollen, romantisch gefärbten Ausmalung greift, die an glücklich überwundene Muster erinnert. Verbreitete Sagenzüge begegnen z. B. S. 42 Schinderhannes, 163 der Rattenfänger, 114 die Rosstrappen, 70 die Weiber von Weinsberg, 99 Sieh mir über die linke Schulter. [J. B.]

F. Schwarz, A Soproni német gyermekdal [Das Oedenburger Kinderlied]. Budapest, Ferd. Pfeiffer 1913. 130 S. 8°. 4,50 Kr. (Heft 7 der von G. Petz, J. Bleyer und H. Schmidt in magyarischer Sprache herausgegebenen Arbeiten zur deutschen Philologie, Német philologiai dolgozatok). — Heanzische Kinderreime hat bereits Bünker 1900 in der Zs. f. österr. Volkskunde veröffentlicht. Das gleiche Gebiet macht nun S. zum Gegenstand einer besonderen Studie, die eine noch grössere Zahl heanzischer Kinderlieder in 15 Gruppen ordnet und mit der weitschichtigen Literatur über die gesamte deutsche Kinderpoesie vergleicht. Auch wer kein Magyarisch versteht, wird aus den deutschen Texten und den beigefügten Nachweisen von Parallelen Nutzen ziehen. Neben manchen eigenartigen Stücken findet man viele weitverbreitete, wie z. B. das hier seltsam entstellte 'Buköken von Halberstadt' (nr. 209), auch solche, die sicherlich erst in neuester Zeit entstanden sind. Zu dem Vierzehn-Engel-Gebet (nr. 298) vgl. Reuschel, Euphorion 9, 273: zum Spruch vom Baum-Nest-Ei (nr. 358) Böhme, Kinderlied S. 206; zu den heiligen Zahlen (nr. 386) oben 11, 388 und 13, 86. [J. B.]

S. Singer, Aufsätze und Vorträge. Tübingen, J. C. B. Mohr (P. Siebeck) 1912. VIII, 280 S. gr. 8°, geh. 9 Mk. geb. 10,50 Mk. — Die Sammlung, noch Erich Schmidt gewidmet, enthält einen bisher ungedruckten Aufsatz über die literarische Stelle in Gottfrieds Tristan und eine Reihe bereits veröffentlichter Arbeiten in mehr oder weniger veränderter Form. Für die Volkskunde besonders wichtig sind die 'Deutschen Kinderspiele', eine bedeutend erweiterte und zum Teil umgearbeitete Neuauflage des oben 13, 49f. 167f. erschienenen Aufsatzes, die 'Schweizerischen Zwergsagen' und der Vortrag 'Die deutsche Kultur im Spiegel des Bedeutungslehnworts.' [F. B.]

Sprachkunde. Blätter für Sprachforschung und Sprachlehre. Herausgegeben von der Langenscheidtschen Verlagsbuchhandlung in Berlin-Schöneberg. 1. Jahrgang (4 Hefte) 1912—1913. — Die Zeitschrift stellt nicht etwa ein wissenschaftlich wertloses Reklameunternehmen des bekannten Sprachenverlages dar, sondern enthält neben methodischen und pädagogischen Beiträgen über das Erlernen fremder Sprachen Aufsätze über Etymologisches, Mundartliches u. dgl., die auch für die Volkskunde von Interesse sind. Hierher gehören besonders die 'Etymologischen Plaudereien' von H. Jansen, die sich durch den ganzen Jahrgang hinziehen. Verwiesen sei ferner auf die Mitteilungen von K. Stuhl: Der berlinerische Ausdruck 'mudike', von Kannenberg: Legendenbildende Volksetymologie, von Mann: Der Hahnenschrei. Die Hefte werden Interessenten kostenfrei zugesandt. [F. B.]

Georg Steinhausen, Geschichte der Deutschen Kultur. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. 1. Band VIII, 428 S. 86 Abb. 10 Tafeln in Farbendruck und Kupferätzung gr. 8°. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1913, geb. 10 Mk. — Die Menge des seit dem ersten Erscheinen des Buches (1904) gesammelten neuen Materials und das Bestreben des Verfassers, die inzwischen erschienene Literatur möglichst vollständig zu berücksichtigen, haben eine Teilung in zwei Bände notwendig gemacht; neu hinzugekommen ist das einleitende Kapitel: Geschichte der deutschen Landschaft bis zum 14. Jahrh., eine entsprechende Einleitung soll dem im Herbst zu erwartenden 2. Bande vorausgeschickt werden, der auch das Sachregister für das ganze Werk enthalten wird. Der Gesamtcharakter des Buches ist natürlich der gleiche geblieben, wie in der ersten Auflage. Der Verf. versteht meisterhaft eine auch für den Fernerstehenden verständliche und anziehende Darstellungsweise mit wissenschaftlicher Tiefe und Gründlichkeit zu vereinigen. Ein besonderer Schmuck sind die Abbildungen, die mit wohltuender

Sparsamkeit angebracht sind und nie den Zusammenhang mit dem Text ausser acht lassen; die Farbentafeln stehen auf der Höhe der Illustrationskunst. [F. B.]

Clemens Wagner, Natur und Heimat. Eine praktische Einführung in die Natur- und Heimatpflege. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H. 1913. XI, 184 S. 8°. 1,20 Mk. — Das Buch ist ein recht übersichtliches, zugleich aber auch umfassendes Handbuch über alle Bestrebungen, die sich im Anschlusse an die Heimatschutzbewegung gebildet haben. Die Pflege des Volkstums und der volkstümlichen Gebräuche ist auf 25 Seiten dargelegt. Der Verf. unterscheidet zwischen überlebten Gebräuchen und solchen, die eine Weiterpflege verdienen. Von Vorteil wären einige Literaturangaben gewesen. Da es sich vielfach um Urteile handelt, für die zunächst der Verf. haftbar ist, so hätte eine Bezugnahme auf die im Vordertreffen stehenden Autoren der Sache nur genützt. [Robert Mielke.]

L. F. Werner, Aus einer vergessenen Ecke, Beiträge zur deutschen Volkskunde, 2. Reihe. Langensalza, H. Beyer & Söhne 1912. VIII, 127 S. 8°. — Angespornt durch den wohlverdienten Erfolg, den die lebenswahren Schilderungen eines oberhessischen Gebirgsdorfes (oben 20, 124. 21, 105) im Laufe der letzten Jahre errangen, hat der Verfasser, in dem wir übrigens nicht einen Landarzt, sondern einen Seelsorger Dr. W. B. vermuten dürfen, ihnen eine Reihe anfangs zurückgestellter Bilder aus dem Dorfleben folgen lassen. Weitere bäuerliche Originale, wie den Aufschneider, den Trinker, die Pariser Lies mit ihrem 'ledigen Kinde', lernen wir da kennen, wir werden ins Handwerkerleben, die Sparkasse, die Spinnstube geführt, hören von einem Himmelsbriefe (S. 72) und den alten Schwänken von der Lappenfahne (S. 98) und dem Nastropfen der am Herde wirkenden Bäuerin (S. 18) und werden durch die scharf beobachteten und knapp und treffend dargestellten Charakterzüge in dem engen und doch eine Fülle von Besonderheiten bergenden Örtchen immer heimischer. [J. B.]

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 25. April 1913. Der Vorsitzende, Herr Geheimrat Prof. Dr. Roediger, sprach den Dank des Vereins an das Kultusministerium aus für Wiederbewilligung einer Beihilfe von 600 Mk. zur Herausgabe der Zeitschrift. Er wies dann auf die Anfangs Oktober in Marburg stattfindende Philologenversammlung hin, die auch eine Sektion für Volkskunde bilden wird. Dann hielt Fräulein Rose Julien einen durch zahlreiche, schöne Lichtbilder nach eigenen Aufnahmen erläuterten Vortrag über Volkstrachten in Deutschland. Sie wies darauf hin, dass die Volkstracht unter dem Einfluss des Verkehrs immer mehr zurückgeht und dass auch die wohlgemeinten Vereinsbestrebungen zu ihrer Erhaltung keinen nennenswerten Erfolg haben können. Im Mittelalter gab es keine eigentliche Volkstracht; sie kam erst auf, als die Moden anfingen schneller zu wechseln. Da begann der Bauer bei seiner Tracht zu beharren. Die Blütezeit derjenigen Volkstrachten, die in ihren Resten zum Teil heute noch erhalten sind, war das 18. und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Was sich zurzeit noch an Volkstracht in Deutschland vorfindet, hat Fräulein Julien in ihrem Buche: Die deutschen Volkstrachten zu Beginn des 20. Jahrhunderts, München 1912, geschildert. Im Anschluss an den Vortrag betonte der Vorsitzende, dass die geräuschvollen Veranstaltungen zur Erhaltung der Volkstrachten wenig Nutzen bringen

dürften. Dagegen könne durch stilles Einwirken und Belehrung über den wahren Wert volkstümlicher Tracht im Gegensatz zur häufig schundhaften Allerweltstracht vielleicht hier und da Gutes gewirkt werden. Bei der weiteren Erörterung wurde besonders der Zylinderhut besprochen, der ja mehrfach auch in der Volkstracht auftritt, ferner bei Handwerkern, wie z. B. den Schornsteinfegern. Herr Prof. Dr. Bolte wies darauf hin, dass diese Hutform bereits von Dürer als Bauernkopfbedeckung gezeichnet wurde. Am bekanntesten wurde sie aber durch die weite Verbreitung der spanischen Tracht Herr Direktor Minden erinnerte an die Wiedereinführung des Zylinderhutes durch die französische Revolution. Herr Dr. Boehm erwähnte, dass die Matrosen der ersten deutschen Flotte als Festtracht den Zylinderhut trugen. Weitere Beiträge zu dieser Frage gaben die Herren Monke und Maurer. Ein Vertreter des Bundes 'Wandervogel' wies schliesslich darauf hin, dass diese Vereinigung keineswegs die Einführung einer Volkstracht beabsichtige, sondern sich bemühe das deutsche Volkslied und Volkstänze zu pflegen. Im Schlusswort erklärte die Rednerin des Abends, dass der Hauptgrund für das Verschwinden der Volkstracht die psychologische Umwandlung des Volkes sei.

Freitag, den 23. Mai 1913. Der Vorsitzende, Geheimrat Prof. Dr. Roediger, widmete dem verstorbenen Ausschussmitgliede Geheimrat Prof. Dr. Erich Schmidt warme Worte der Erinnerung. Sein Interesse an der Volkskunde konnte er zu seinem eigenen Bedauern nur wenig betätigen, da seine bedeutende und weltberühmte Arbeitskraft anderweitig zu sehr beansprucht wurde. Viel besucht waren seine Übungen über das Volkslied im Seminar der Universität Berlin. Seine charakterfeste Persönlichkeit voller Lebenskraft und Lebensfreude wird in unserem Kreise unvergesslich bleiben. Ferner musste der Vorsitzende mit Trauerworten Oskar Cordels gedenken, der lange Jahre mit grossem Verständnis über die Sitzungen des Vereins in der Vossischen Zeitung berichtet hat. Sodann wurde eine aus London eingegangene Anzeige über die Gründung eines 'Historisch-medizinischen Museums' zur Kenntnis gebracht, welches auch eine bedeutende Sammlung von Votiven enthalten soll. Das Werk unseres Mitgliedes Robert Mielke 'Das deutsche Dorf' ist in zweiter Auflage in der Sammlung 'Aus Natur und Geisteswelt' (Nr. 192) erschienen. Sodann sprach Herr Oberlehrer Dr. O. Ebermann über den 'Drei-Engel-Segen'. Unter den sog. Begegnungssegen ist wohl der verbreitetste der 'Drei-Engel-Segen'. Er tritt im 10. Jahrhundert in Deutschland zuerst auf, und zwar in lateinischer Sprache. In vielen Variationen findet er sich in romanischer, slawischer, armenischer und griechisch-mittelalterlicher Überlieferung. Er ist dreiteilig und besteht aus der Einleitung, dem von den Krankheitsdämonen handelnden Kernstück und aus dem Schluss, welcher die Dämonen in den Wald bannt. Der Segen wird gegen heftige Schmerzen, besonders bei der Gicht angewendet. Da es volkstümliche Anschauung ist, dass viele Krankheiten durch Würmer verursacht werden, so ist der 'Drei-Engel-Segen' auch unter die Wurmsegen geraten. Eine dieser Krankheiten, welche von Würmern hervorgerufen und durch unsern Segen geheilt werden soll, heisst Nessia oder Nösch. Auch als Bosheitszauber wird er verwendet. Bei den Masuren ist eine spätere entartete Form des Segens bekannt. In der geistlichen Literatur findet sich dieser Segen nur selten; eine geistliche Formel, die an Stelle der alten mit Dämonenanrufung drei Brüder setzt, ist nicht volkstümlich geworden. Über den Ursprung der Formel sind verschiedene Ansichten vorhanden. Sie könnte wohl vorchristlich-germanisch sein, aber es ist wahrscheinlich, dass sie frühchristlich ist. Die Schlussformel des Segens mit der Bannung führt auch ein selbständiges Dasein, bei der ältesten

Fassung fehlt sie überhaupt, ebenso wie bei vielen anderen Überlieferungen des Segens. Der Weg der Überlieferung unseres Segens ist bis in griechische Zeit zu verfolgen, aber wie die meisten Zaubersprüche u. dgl. sind wohl auch diese Segen bereits in babylonischer Keilschrift in ähnlicher Form nachzuweisen. In der Besprechung wird von Dr. Ed. Hahn und Dr. F. Boehm an das als Volksheilmittel gegen Zahnweh dienende Bilsenkraut erinnert, dessen Keimlinge Veranlassung zur Vorstellung von Würmern als Krankheitserregern gaben, sowie an das bekannte Fingergeschwür Panaritium, das im Volksmunde Wurm heisst. Herr Rektor Monke erwähnte, dass man im Volke auch vielfach glaube, die Tollwut der Hunde werde durch Würmer erzeugt. Auf Ebermanns Erwiderung, dass nicht der Wurm, sondern der Dämon in den Segen angesprochen wird, betont Direktor Dr. Minden die volkstümlich einfache Denkweise, welche Dämon und Wurm zu einer Vorstellung vereinigt habe. Geheimrat Roediger erklärte es für sehr schwierig zu unterscheiden, welche Segen ursprünglich heidnisch waren und später verchristlicht worden sein mögen. Von Herrn Prof. Priebsch wurde noch auf einen entsprechenden, ursprünglich germanischen Segen in England hingewiesen, der vor etwa 10 Jahren im Athenäum veröffentlicht ist. — Dann ergriff Herr Prof. Dr. J. Bolte das Wort, um die Pflege der Volkskunde im Auslande zu behandeln. Akademischer Unterricht in der Volkskunde wird ausser in Deutschland geboten in Italien, Finnland, Dänemark und Schweden. Dagegen sind Gesellschaften zur Pflege der Volkskunde mit regelmässigen Versammlungen im Auslande selten. Besonders hat sich in Paris trotz glänzender Vertretung des Faches durch Männer wie Gaidoz, Sébillot und Rolland kein genügendes Interesse gezeigt, um einen solchen Verein für Volkskunde zu gründen. In Skandinavien ist ein sehr reges Verständnis für den Wert der Volkskunde vorhanden. Unser E. M. Arndt gab durch seine 'Reisen in Schweden' dort Veranlassung, sich mit dem Volke zu beschäftigen. Die grossen Heimatmuseen in den Hauptstädten Skandinaviens, verschiedene Zeitschriften und Monographien legen von der regen Arbeit auf diesem Gebiete rühmliches Zeugnis ab, und erst kürzlich hat Tobias Norlind in seinem Buche 'Svenska Allmogens Lif i Folksed, Folktro och Folkdiktning' Stockholm 1912 [besprochen oben 22, 439 und 23, 334] einen umfassenden Überblick über schwedische Volkskunde gegeben. Auch in England und Amerika sind viele Forscher an der Arbeit, um die Überlieferungen des Volkes zu sammeln, zu vergleichen und für die Wissenschaft vom Volke nutzbar zu machen. In Südamerika nimmt die Volkskunde durch deutsche Energie in Argentinien und Chile einen lebhaften Aufschwung. In Argentinien wirkt Prof. Dr. Lehmann-Nitsche, der die oben S. 222 besprochene Sammlung argentinischer Rätsel herausgab. Ferner lässt der Deutsche Lehrerverein in Buenos Aires durch Dr. Erich Ludwig Schmidt seit 1911 eine Zeitschrift für Argentinische Volkskunde erscheinen [s. oben 22, 440]. Auch in Chile ist eine Gesellschaft für chilenische Volkskunde von Prof. Rud. Lenz gegründet worden. — Der Unterzeichnete legte dann zwei nordische Stabkalender aus der Kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde vor, von denen der eine sich durch grösste Einfachheit in der Ausführung, der andere dagegen durch übermässig reiche Schnitzerei auszeichnet. Sie bilden zwei Gegensätze und Extreme, während die grosse Masse dieser nordischen Holzstabkalender sich in ihrer Ausstattung auf einer mittleren Linie bewegt.

Berlin. Karl Brunner.

Erklärung.

(S. oben S. 203–205.)

Zu den Ausführungen über mein Buch 'Die deutschen Volkstrachten zu Beginn des 20. Jahrhunderts' in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde sehe ich mich veranlasst, das Nachstehende zu bemerken:

Herr Pfarrer Spiess stellt fest, dass ich eine Vorliebe für das Wort 'völkisch' habe, es jedoch falsch im Sinne von 'volkstümlich' anwende. Das Wort kommt sechsmal in meinem Buch vor, aber in völlig richtigem Sinne. Ich gebe zwei Beispiele: „Mag auch bei vielen ihrer Erscheinungen die Grundform fremdgeborener Zeitmode entlehnt sein — so ist andererseits im Laufe von Jahrzehnten, Jahrhunderten — an den meisten so gemodelt worden, dass die Tracht heute dennoch einem Selbstgeschaffenen gleicht, dass sie ein Eigenkleid völkischer (nationaler) Art bedeutet“ (S. 5). „Der Unterschied in der Kopftracht ist so auffallend —, dass man unwillkürlich die Ursache in völkischem (Stammes-) Unterschiede sucht, und zunächst fällt die Übereinstimmung mit hessischen Formen ins Auge“ (S. 115). Dies ist an sich eine Kleinigkeit, die ich mit Stillschweigen übergehen würde, aber da Herr Spiess aus kleinen Mängeln die Berechtigung herleitet, die Zuverlässigkeit meiner ganzen Arbeit anzuzweifeln, muss ich feststellen, inwieweit diese Mängel und Fehler tatsächlich vorhanden sind. Das Missverständnis in obiger Frage kommt wohl von der grundsätzlichen Verschiedenheit der Auffassung. Spiess sieht volkstümliche Trachten, ich bei den Frauen nationale und sogar Stammesabzeichen.

Hinter den wesentlichen Unterschied, den ich diesbezüglich zwischen Männer- und Frauentracht mache, will Spiess ein Fragezeichen setzen und nennt es 'Geschmacksurteil'. Ich zweifle aber nicht, dass er darauf verzichten wird, wenn er hört, welche erstklassige Autorität ich auf meiner Seite habe. In seiner unvergleichlichen 'Naturgeschichte des Volkes' weist Meister Riehl darauf hin, wie der beharrende aristokratische Geist des weiblichen Geschlechtes sich im zähen Festhalten der Volkstrachten zeige. Während die männlichen deutschen Bauerntrachten kaum über das 17. oder 18. Jahrhundert hinausgehen, seien noch viele Frauentrachten echt mittelalterlich. Dem Scharfblick dieses grossen Wanderers, der 'Land und Leute' wie eine organisch-künstlerische Einheit sah und zeichnete, ist auch das scheinbar Kleine nicht entgangen, und schon er weist auf das hin, was ich in meiner fränkischen Haubengruppe dargestellt habe: „jene in den mitteldeutschen Gebirgen so weit verbreitete Haubenpyramide ist sogar eine der seltenen, noch wirklich aus dem Mittelalter stammenden Volkstrachten. Auf zahlreichen Bildern und Skulpturen der spätgotischen Zeit sieht man vornehme Frauen mit demselben Kopfputz.“ — Es tut mir leid, dass ich mich nicht gleich auf Riehl berufen habe, indessen hatte ich Gründe, das Abschreiben und Zitieren soviel als möglich zu vermeiden. Ich habe deshalb auch nicht 'Hottenroths längst widerlegten Irrtum' weiter verbreitet, wo ich von den Faltenstrümpfen hessischer Bäuerinnen im Kreise Biedenkopf sprach, sondern mitgeteilt, was ich von den Frauen, die die 'Ämter'-Tracht noch tragen, hörte. Ich habe mir auch zeigen lassen, wie man es machte. Der Strumpfteil zwischen Ferse und Bein wurde entsprechend länger gestrickt und dann um den Knöchel in Falten gelegt. Adressen von Gewährsfrauen stehen zur Verfügung. Wenn ich einen Strumpfteil so stricke, dass er notwendigerweise nicht anders kann als Falten schlagen, so nenne ich das kurz: 'Falten einstricken', wie man beim Zuschneiden von 'Falten anschneiden' spricht.

In seinem Versuch, mir nachzuweisen, dass ich in den Anschauungstafeln der von mir umrissenen Haubentypengruppen Hauben von abweichender Form anführe, liefert Sp. einen merkwürdig guten Beleg für das, was ich in meiner Besprechung seines Trachtenbuches über das Beurteilen von Trachtenstücken nach Abbildungen vom Standpunkt des Forschers gesagt habe: auf Abbildungen verschleiert eine Nebensächlichkeit sehr oft das Wesentliche (oben 22, 104f.). Die unter breiten Bändern verborgenen Grundformen der schwäbischen Hauben vom 'Höllental' und 'Schrobenhausen' (S. 178), die er beanstandet, sind identisch mit der der Ingolstädter Gegend auf der gleichen Seite, die er nicht beanstandet, nur der Sitz am Kopf ist ein anderer und der Eindruck dadurch verschieden. Auch sind die einen von vorn, die anderen seitlich gegeben. Missverständnisse voraussehend hatte ich ursprünglich hier und bei der Form Rottweil-Villingen die Grundformen neben den Unterschriften mit ein paar Strichen angedeutet. Dies ist bei der Drucklegung weggelassen worden. — Hält Spiess es für einen erwähnenswerten Mangel, dass ich die Weigandsche Deutung des Wortes 'Hormbt' nicht gebe, dann wundert es mich nur, dass sie in seinem eigenen Buche auch fehlt. — Die wider meine Arbeit ausgesprochene Beschuldigung aber, sie sei sprunghaft, steht auf denselben Füssen wie die Behauptung, ich hätte das Wort 'völkisch' falsch angewendet. Die Sätze, die diese Beschuldigung umschreiben, enthalten merkwürdige 'Ungenauigkeiten'. „Hier berücksichtigt sie nur die Werktagstracht, dort gelegentlich auch einmal die Sonntags- oder Trauertracht; auch die Männertracht kommt hin und wieder zu ihrem Recht. Nimmt man hinzu, dass einzelne Kapitel sich sogar mit bereits längst ausgestorbenen Trachten beschäftigen . . .“ Von einer 'Werktagstracht' ist mir überhaupt nichts bekannt. Die komplette 'Tracht' ist immer der Sonntagsstaat, mein Buch gibt deshalb nur diesen. Zwei Bilder, 'im Hausanzug' und 'bei der Arbeit', sind nur eingefügt, um das Illustrative zu beleben. Abendmahlstrachten finden sich nur noch vereinzelt. Männertrachten modernen Schnittes abzubilden, hielt ich in Anbetracht des Raummangels für überflüssig; die noch lebenden alten sind dargestellt. Mit den einzelnen Kapiteln, die sich sogar mit längst abgestorbenen Trachten beschäftigen, meint Pfarrer Spiess wohl 'Thüringen', wo ich die kargen Reste des noch vorhandenen Kopftuchs und Mantels durch Bilder der geschwundenen Tracht ergänzte. Ich tat das, weil im Gothaischen die Bewegung zum Erhalten des Interesses an der Tracht hier seit einem Jahrzehnt mit stets gesteigertem Eifer arbeitet; macht doch die junge Frau Herzogin Adelheid jedem jungen Mädchen, welches das Versprechen gibt, sich darin konfirmieren zu lassen, einen vollständigen Trachtenanzug zum Geschenk, und man sieht wieder ganze Schulen vom kleinsten Mädchen an in den charakteristisch grünen Röcken. Dadurch ist die Thüringer Tracht so weit in das allgemeine Interesse gerückt, dass ihr Fehlen im Buch ein Mangel gewesen wäre. Alle nicht mehr lebendigen Trachten sind, wie im Vorwort angegeben, durch Zeichen markiert, einzelne Kapitel, die sich ganz mit bereits abgestorbenen Trachten beschäftigen, nicht vorhanden.

Meine Arbeit ist weder übereilt abgeschlossen — ich machte die ersten Aufnahmen um die Jahrhundertwende — noch sprunghaft, denn sie lässt keine wesentliche der heute noch bestehenden Trachten unerwähnt. Um das zu beurteilen, darf man die deutschen Volkstrachten allerdings nicht aus Büchern kennen, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts verfasst sind.

Berlin. Rose Julien.

Unser Herr Mitarbeiter bemerkt dazu:

Frl. Julien will in ihrer obigen Erwiderung auf meine Beurteilung ihres Buches über die deutschen Volkstrachten feststellen, „inwieweit diese (von mir gerügten) Mängel und Fehler tatsächlich vorhanden sind“. Jedermann erwartet, dass sie dabei auf die von mir einzeln aufgezählten Punkte, in denen ich ihr Unrichtigkeiten, Irrtümer, voreilige Schlüsse nachgewiesen habe, eingeht. Das tut sie aber nicht; an ein paar nebensächliche Bemerkungen von mir knüpft sie an. Selbst wenn sie in allem, was sie oben ausführt, gegen mich Recht behielte, brauchte ich mein Urteil (dass ihr Buch der wissenschaftlichen Zuverlässigkeit in Einzelheiten ermangele und mir in unfertigem Zustand[1]) veröffentlicht erscheine) in keinem Punkt zu ändern oder zu mildern.

Ich hatte (S. 204) aus dem Kapitel über 'Hessen' (Julien S. 69 ff.) sechs Punkte angeführt, in denen die Angaben der Vf. falsch sind: 1. Eine falsche Herkunftsbezeichnung unter einer Abbildung; 2. Betr. Faltenstrümpfe; 3. Betr. Breidenbacher Stülpchen; 4. Betr. Strassentracht (Hemdärmel); 5. Betr. bestickte Strümpfe; 6. Betr. Hessebännel. Von diesen sechs Punkten lässt Vf. fünf unbestritten; bezüglich der Faltenstrümpfe will sie den Tatbestand richtig wiedergegeben haben. So wie sie ihn jetzt oben schildert, ist er zutreffend beschrieben: die Strümpfe werden glatt gestrickt, aber beim Tragen in Falten gelegt; man halte aber aus ihrem Trachtenbuch die beiden dort gebrauchten Wendungen 'durch in die Strümpfe gestrickte Falten' (S. 36) und 'künstlich dicke Querfalten in die Strümpfe zu stricken' (S. 76) daneben und urteile selbst, ob sie eine korrekte Wiedergabe dieses Tatbestandes sind.

Es ergibt sich also: Von den oben genannten sechs Punkten gibt Frl. Julien fünf zu, und mit der Bemängelung des sechsten dringt sie nicht durch.

Als typische Belege für die oberflächliche und ungründliche Arbeitsweise, die sich nicht Zeit lässt, auftauchenden Fragen auf den Grund zu gehen, sondern sie nach Gutdünken entscheidet, die auch auf unbekanntem Gebiet keines sachverständigen Führers bedarf, hatte ich drei Punkte genannt (S. 204. 205): 1. Betr. Hormt; 2. Betr. Hessebännel; 3. Betr. Verwandtschaft des hessischen und niedersächsischen Stülpchens. Was ich zum ersten Punkt bemerkte, gibt Frl. Julien in ihrer obigen Entgegnung derart entstellt und um seinen Sinn gebracht wieder, dass es schwer wird, an ein Missverständnis zu glauben. Nicht das habe ich ihr vorgeworfen, dass sie die Weigandsche Deutung nicht gibt, sondern dass sie eine eigene Deutung aus dem Ärmel schüttelt, ohne die Verpflichtung zu empfinden, einen Sachverständigen — es brauchte nicht gerade Weigand zu sein — zu befragen. Die Richtigkeit meiner Rüge im zweiten und dritten Punkt gibt Vf. durch ihr Schweigen zu.

Auch hier ergibt sich: Von den beiden[2]) Punkten wird einer zugegeben; die Bemerkung zu dem andern trifft mich überhaupt nicht, weil sie von missverständlicher Auffassung ausgeht. Hiernach kann jeder selbst bemessen, ob meine Ausstellungen widerlegt sind und mein Urteil daher der Einschränkung bedarf.

Den Versuch, stammheitliche Unterschiede in den Haubenformen herauszufinden, hatte ich als 'nicht geglückt' bezeichnet und mich darauf berufen, dass ihre Abbildungen auf den Tafeln ihre Schlüsse nicht bestätigen. Frl. Julien möchte mich jetzt deshalb als blinden Theoretiker verspotten, der aus Abbildungen törichte

---

1) Dabei kam es mir natürlich nicht auf die Länge der Zeit, sondern auf die angewandte Sorgfalt und Genauigkeit an.

2) Punkt 2 scheidet, als bereits oben mitgezählt, hier aus.

Schlüsse zieht, weil er die Wirklichkeit nicht kennt[1]). Dieser Versuch, mich ins Unrecht zu setzen, lässt mich kühl; denn wichtiger als meine in vorsichtigste Form gekleidete Vermutung ist doch die Frage: Nach welchen Gesichtspunkten hat Frl. Julien ihre Bilder ausgewählt? Und was nützen Argumente, die das Gegenteil von dem dartun, was mit ihnen bewiesen werden soll?

Dass ihre Darstellung 'sprunghaft' sei, will Frl. Julien nicht gelten lassen. Ich hatte damit sagen wollen (und dies durch ein paar Sätze deutlich gemacht)[2]), dass sie das Gegenteil einer methodisch-planmässigen, gut nach sachlichen Gesichtspunkten geordneten Darstellung sei. Wollte ich das im einzelnen nachweisen, so müsste ich entweder ein paar Seiten ihres Buches abdrucken oder doch den Gedankengang skizzieren. Da ich um des Raumes willen darauf verzichten muss, steht in diesem Punkt also Behauptung gegen Behauptung, und es mag dem Interesse der Leser überlassen bleiben, sich aus dem Buche selbst zu überzeugen, wer Recht hat.

Die Vorzüge und den Wert des Buches sowie die Befähigung von Frl. Julien zu solchen Forschungen, die mir nicht gering scheint, habe ich in meiner Besprechung in weitestem Masse anerkannt. Ich kann aber hier nur wiederholen, was ich dort durch die Bemängelungen von Einzelheiten habe hervorheben wollen: Frl. Julien wird sich entschliessen müssen, die Grundsätze wissenschaftlicher Arbeit kennen zu lernen und bei ihren Studien anzuwenden. Hält sie diese Forderung für eine veraltete Anschauung der von ihr so gründlich verachteten 'Theoretiker'[3]), so wird sie sich nicht wundern dürfen, wenn ihre Arbeiten dort, wo man wissenschaftliche Massstäbe anlegt, nicht die gewünschte Beachtung finden.

Hatzfeld a. d. Eder. Karl Spiess.

Wir schliessen mit diesen Auseinandersetzungen die Erörterung.
F. B.

Der Marburger Verbandstag.

Am Montag, den 29. September 1913, fand zu Marburg an der Lahn die diesjährige Abgeordnetenversammlung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde unter dem Vorsitze von Prof. Dr. John Meier (Freiburg) statt, zu der über 20 Vertreter reichsdeutscher und schweizerischer Vereine erschienen waren. Der Vorsitzende hob in seinem Berichte über die Entwicklung des Verbandes den erfreulichen Aufstieg hervor; wenn bedauerlicherweise der sächsische Verein für Volkskunde und die Gelehrte estnische Gesellschaft ausgeschieden sind, so steht diesem Verlust ein Zuwachs von zwölf neuen Vereinen gegenüber, so dass jetzt

1) Eine Beurteilung meines Trachtenbuches aus der Feder von Frl. Julien ist mir [ohne unsere Schuld. Hsg.] nicht zu Gesicht gekommen. Ich bedaure das, denn ich weiss nun nicht, wofür ich mit meinen Bemerkungen über die schwäbische Haube 'einen merkwürdig guten Beleg' geliefert haben soll.

2) Inwiefern diese Sätze 'merkwürdige Ungenauigkeiten' enthalten, ist mir nicht klar geworden.

3) Die mancherlei versteckten Anspielungen ihres Buches und ihrer Erwiderung scheinen mir gelten zu sollen, wenigstens der Schlusssatz der obigen Ausführungen. Ganz abgesehen davon, dass ich solche verhüllten Hinweise grundsätzlich nicht verstehe, weil mir Offenheit lieber ist, kann ich sie schon um deswillen nicht auf mich beziehen, weil ich das, was Frl. Julien den 'Trachtentheoretikern' vorwirft, nirgends weder gesagt noch getan habe. Den Beweis des Gegenteils ist Frl. Julien schuldig geblieben.

der Verband 36 Vereine umfasst. Da der weitere Beitritt von historischen, lokalgeschichtlichen und Touristenvereinen durchaus wünschenswert erschien, wurde der § 15 der Statuten dahin abgeändert, dass auch solche Vereine aufgenommen werden können, falls sie $2^1/_2$ vom Hundert der Mitgliederbeiträge, im Minimum 10 Mk. entrichten. Die Rechnung des Jahres 1912 ergab einen Kassenbestand von 2290,50 Mk. Der aus den Herren Hoffmann-Krayer (Basel), Helm (Giessen) und Fehrle (Heidelberg) bestehende geschäftsführende Ausschuss ward wiedergewählt. — Mit Freude begrüsste die Versammlung die Vorlegung der von A. Abt bearbeiteten Bibliographie 'Die volkskundliche Literatur des Jahres 1911' (Leipzig, Teubner 1913. VI, 134 S. 5 Mk.) und wurde sich auf den Wunsch des Vf. darüber schlüssig, dass die Abteilungen Mundarten und Indogermanisch, soweit es sich um rein sprachliche Arbeiten handle, künftig lieber fortbleiben sollten. Eine Nachlieferung der früheren Jahrgänge ward als sehr erwünscht bezeichnet. — Die Kommission für die Sammlung der Segen- und Zauberformeln legte einen von Herrn Spamer (München) ausgearbeiteten ausführlichen Aufruf vor, der in 30 000 Exemplaren auf Kosten des Verbandes gedruckt und an die einzelnen Vereine und interessierte Privatpersonen versendet werden soll. Als Zentralstelle für das Material wird die Universitätsbibliothek Giessen dienen. Die Kommission ward durch die Zuwahl der Herren Hoffmann-Krayer und Schwietering (Hamburg) erweitert. — Auch namens der Volksliedkommission konnte der Vorsitzende von Fortschritten berichten. Nachdem der preussische Landtag dem Unternehmen eine auf fünf Jahre verteilte Unterstützung von 75 000 Mk. bewilligt hat, ist in Berlin eine preussische Kommission unter Geheimrat Roethe gebildet worden, der auch die Mitglieder der vom Verbande gewählten allgemeinen Kommission angehören. Ihre Aufgabe ist es, in den einzelnen Provinzen die Sammeltätigkeit zu organisieren, die finanzielle Beihilfe der Provinzialbehörden zu gewinnen und das Archiv, in welchem die neuen Beiträge ebenso wie die gesamte vorhandene Literatur registriert und aufbewahrt werden, einzurichten. Von den Regierungen der andern deutschen Bundesstaaten, bei denen Herr John Meier schon mehrfach vorstellig geworden ist, sind gleichfalls namhafte Unterstützungen zugesagt, so dass nun das langersehnte, umfängliche Werk bald in Angriff genommen werden kann. Mit dem Verlage Winter in Heidelberg ist ein Vertrag über den Druck von Ludwig Erks hsl. Volksliedernachlass (in 12—15 Bänden zu 100 Mk.) geschlossen worden, aus dem voraussichtlich dem Verbande einige Mittel zufliessen werden. Die von Herrn Lauffer verwaltete Hauptstelle des Verbandes in Hamburg, deren Schema für die Anordnung der Materialien genehmigt wurde, klagte über die geringe Zahl der eingegangenen Sonderabdrücke und Gesamtpublikationen. Für die nächste Tagung wurde ein Zusammengehen mit der Versammlung der deutschen Geschichtsvereine am 10. September 1914 in Lindau beschlossen. Als fernere Aufgabe des Verbandes wurde eine Geschichte der deutschen Volkstracht in Aussicht genommen und zu ihrer Vorbereitung eine Kommission, bestehend aus den Herren Bezzenberger, Lauffer, Schulte, Siebs, Stockmann, Winzenroth, gewählt. Es folgte noch eine Aussprache über die neuerdings an verschiedenen Stellen mit Eifer betriebene Flurnamenforschung, welche eine Einigung über die Art der Aufnahme, die Aufbewahrung des Materials und besonders die Form der Veröffentlichung erforderlich erscheinen lässt; man hoffte sie in Lindau weiter fortzusetzen. Endlich teilte der Vorsitzende mit, dass er mit einer Münchner Firma in Verbindung getreten sei, um einige Serien volkskundlicher Reklamemarken für die Zwecke des Verbandes herstellen zu lassen, dem ja eine Stärkung seiner Finanzen stets willkommen sei.

J. B.

Register.

(Die Namen der Mitarbeiter sind kursiv gedruckt.)

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburger Strasse 30.

Beiträge für die Zeitschrift, bei denen um deutliche Schrift auf Quartblättern mit Rand gebeten wird, Mitteilungen im Interesse des Vereins, Kreuzbandsendungen beliebe man an den Herausgeber Oberlehrer Dr. Fritz Boehm, Berlin-Pankow, Parkstr. 12d, zu richten.

Bücher zur Besprechung in der Zeitschrift wolle man an die Verlagsbuchhandlung Behrend & Co., Berlin W. 9, Linkstr. 23/4, senden.

Beitrittserklärungen zum Verein nehmen der 1. und 2. Vorsitzende Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Max Roediger, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 43, und Prof. Dr. Johannes Bolte, SO. 26, Elisabethufer 37, sowie der Schatzmeister Rittergutsbesitzer Franz Treichel, W. 30, Landshuterstr. 22, entgegen.

Die nächsten Hefte werden u. a. bringen: A. Andrae, Hausinschriften aus Nord- und Mitteldeutschland; F. Behrend, Mitteilungen aus der Johanniterchronik des Freiherrn A. von Mörsperg; F. Boehm, Volkskundliches aus der Humanistenliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts; J. Bolte, Bilderbogen des 16. bis 17. Jahrhunderts (Forts.); Zur Wanderung der Schwankstoffe; Deutsche Märchen aus dem Nachlasse der Brüder Grimm; H. Carstens, Volksglauben aus Schleswig-Holstein (Forts.); A. Gebhardt, Das Windsheimer Martinslied; S. Graf, Hianzische Märchen; H. Heuft, Westfälische Hausinschriften (Forts.); M. Höfler, Ein Helgoländer Brautschmuck; B. Ilg, Maltesische Legenden (Forts.); B. Kahle, Volkskundliche Nachträge (Forts.); R. Lehmann-Nitsche, Südamerikanische Volksrätsel; E. Lemke, Volkstümliches aus Sardinien; H. Marzell, Volkskundliches aus den Kräuterbüchern des 16. Jahrh., O. Menghin, Tiroler Hochzeits- und Primizgebräuche (Forts.); C. Müller, Nachbarreime aus Obersachsen; M. Roediger, Friedrich der Grosse in Sage, Märchen und Volkslied; P. Schullerus, Glaube und Brauch bei Tod und Begräbnis der Romänen im Harbachtal (Schluss); O. Schütte, Braunschweiger Sagen; D. Stratil, Weihnachtslieder aus Mähren; A. Webinger, Volkslieder aus Oberösterreich; zusammenhängende Berichte über deutsche und slawische Volkskunde.

Zeitschriftenschau.

Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1913, 1—2. Nürnberg 1913.
Archiv für Religionswissenschaft, hsg. von R. Wünsch 16, 3—4. Leipzig, Teubner 1913.
Bayerischer Heimatschutz (früher: Volkskunst und Volkskunde), hsg. von H. Bucher 11, 6–9. München, Seyfried & Co. 1913.
Das deutsche Volkslied, Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege, unter der Leitung von Dr. J. Pommer, H. Fraungruber und K. Kronfuss, hsg. von dem Deutschen Volksgesang-Vereine in Wien 15, 7. 8. Wien, A. Hölder 1913.
Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen, hsg. von E. Langer 12, 1–4. Braunau i. B., Selbstverlag 1912.
Heimatbilder aus Oberfranken, hsg. von F. Frhrn. v. Guttenberg, F. Kolb und F. Wachter, 1, 3—4. München und Berlin, R. Oldenbourg 1913.
Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 39. Norden und Leipzig, D. Soltau 1913.
Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, red. von A. Schullerus 36, 7–9. Hermannstadt, W. Krafft 1913.
Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien 48, 5. Wien, Hölder 1913.
Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, hsg. von A. Horcicka und O. Weber, 1-4. Prag 1913.
Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde, hsg. von E. Mogk und H. Stumme 6, 2 (Zur Feier der Eröffnung des Landesmuseums für sächsische Volkskunst). Dresden, Hansa 1913.
Nachrichten von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philol.-histor. Klasse 1913, 1. — Geschäftliche Mitteilungen 1913, 1. Berlin, Weidmann.
Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Organ der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, hsg. von E. Hoffmann-Krayer und M. Reymond 17, 3. Basel 1913.
Schweizer Volkskunde, Korrespondenzblatt der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, hsg. von E. Hoffmann-Krayer 3, 6–10. Basel 1913.
Unser Egerland, Monatsschrift für Volks- und Heimatskunde, hsg. von A. John 17, 7–12. Eger 1913.
Zeitschrift für Argentinische Volkskunde, hsg. vom Deutschen Lehrerverein Buenos Aires durch E. L. Schmidt 2, 5–6. H. Herpig, Buenos Aires (O. Greve, Berlin NW. 52) 1913.
Zeitschrift für Ethnologie 45, 2—3. Berlin, Behrend & Co. 1913.

Zeitschrift für deutsche Mundarten, hsg. von O. Heilig und Ph. Lenz 1913, 4. Berlin, Allg. deutscher Sprachverein.
Zeitschrift für österreichische Volkskunde, hsg. von M. Haberlandt 19, 4–5. Wien, A. Hölder 1913.
Zeitschrift für deutsche Philologie 45, 1. Stuttgart, Kohlhammer 1913.
Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, hsg. von K. Prümer, P. Sartori, O. Schell und K. Wehrhan 10, 3. Elberfeld, Martini & Grüttefien 1913.

Beiträge zur ukrainischen Ethnologie, hsg. von der Ethnographischen Kommission der ukrainischen Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg Bd. 15. Lemberg 1912.
Český lid, sborník věnovaný studiu lidu českého, red. Č. Zíbrt 22, 9–10. 23, 1. Prag, F. Šimáček 1913.
Danske Studier, udgivne af M. Kristensen og A. Olrik 1913, 1–4 (A. Olrik, Ragnarok-forestillingernes udspring). Kopenhagen, Gyldendal 1913.
Driemaandelijksche Bladen uitgegeven door de Vereeniging tot onderzoek van taal en volksleven in het oosten van Nederland 13, 1–2. Utrecht, Uithuizen 1913.
Ethnographia, a magyar néprajzi társaság értesítője, szerk. Munkácsi B. & Sebestyén G. 24, 2–4. Budapest 1913.
L'Ethnographie, Bulletin de la Société d'Ethnographie de Paris, red. A. Benazet. Nouvelle Série nr. 1. Paris, P. Geuthner 1913.
Ethnographische Sammlung, hsg. von der Ethnographischen Kommission der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg 34. Lemberg 1912.
FF Communications edited for the Folklore Fellows by J. Bolte, K. Krohn, A. Olrik, C. W. von Sydow nr. 8—13, Hamina 1912—13 (A. Aarne, Verzeichnis der finnischen Ursprungssagen. Finnische Deutungen von Tierstimmen und andern Naturlauten. Übersicht der mit dem Verzeichnis der Märchentypen in den Sammlungen Grimms, Grundtvigs, Afanasjews, Gonzenbachs und Hahns übereinstimmenden Märchen. Die Tiere auf der Wanderschaft. Krohn, Bericht über die Tätigkeit des Bundes)
Field Museum of natural history, Publ. 162. 165. Chicago 1912—1913. Fay-Cooper Cole, Chinese Pottery in the Philippines (vol. 12 nr. 1). Annual Report of the Director for the year 1912 (vol. 4 nr. 3).
Fornvännen, meddelanden från k. vitterhets historie och antikvitets akademien, red. E. Ekhoff 1913, 5. Stockholm, Wahlström & Widstrand.
Journal of american folk-lore 100—101 (Bd. 26). Lancaster, Pa. & New York 1912.
Kiodo-Kenku, Zeitschrift für japanische Volks- und Landeskunde, hsg. von K. Yanagita und T. Takaki 1, 8–9. Tokio 1913.
Laographia, deltion tes hellenikes laographikes hetaireias 4, 1–2. Athen 1913.
Lares, Bulletino della Società di Etnografia Italiana, dir. da (L. Loria †) F. Novati 1. 2, 1. Rom, E. Loescher 1912–1913.
Ljetopis jugoslavenske akademije za godinu 1912, 27. Bd. Agram 1913.
Namn och Bygd, Tidskrift för Nordisk Ortnamnsforskning, utg. av A. Grape, O. Lundberg, J. Sahlgren 1, 1. Uppsala 1913.
Národopisný Věstník českoslovanský red. J. Polívka, 8, 5–8. Prag 1913.
Revue des traditions populaires, recueil mensuel de mythologie, littérature orale, ethnographie traditionnelle et art populaire, red. Paul Sébillot 28, 6–10. Paris, E. Lechevalier, E. Leroux et E. Guilmoto 1913.
Suomalais-ugrilaisen seuran aikakauskirja: Journal de la société finno-ougrienne 28. Helsingfors 1912.
Suomalais-ugrilaisen seuran toimituksia: Mémoires de la société finno-ougrienne 30 (Z. Gombocz, Die bulgarisch-türkischen Lehnwörter in der ungarischen Sprache). Helsingfors 1912.
Verslagen en mededeelingen der koninklijke Vlaamsche Academie voor Taal- en Letterkunde 1913, Juni-September. Gent, A. Siffer.
Volkskunde, Tijdschrift voor nederlandsche Folklore, onder Redactie van A. de Cock, 24, 7—10. Gent, Hoste 1913.
Wallonia, archives wallones (dir. O. Colson) 20, 13 (Livre d'Or en l'honneur d'Oscar Colson). 21, 5-10. — Table quinquennale (1908-1912). Liège 1912—1913.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburger Strasse 30.